JLB

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 Mk. 50 Pf.
Für ein halbes Jahr		7 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		4 Mk. — Pf.
Für einen Monat		1 Mk. 50 Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 6 Pf.

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 Mk. — Pf.
Für ein halbes Jahr		9 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		5 Mk — Pf.
Für einen Monat		2 Mk. — Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 10 Pf.

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Büchen sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)
16 Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping)
29 Kaufingerstraße 29.

Fr. 1896. 2000.

Kurze Geschichten

in monatl. erscheinenden Bändchen

Preis brosch. je 60 Pf., geb. 90 Pf.

Mitarbeiterverzeichnis am Schluß des Bandes.

Kabinettstücke erster Autoren.

Fesselnde Lektüre. — Keine Fortsetzungen.

**Angenehmste Unterhaltung
für eine müssige Viertelstunde.**

„**Kurze Geschichten**“ bringen meist auf wenigen Seiten abgeschlossene Arbeiten unserer ersten Autoren und niemals solche in Fortsetzungen.

„**Kurze Geschichten**“ bieten denen eine geeignete interessante Lektüre, die gewohnt sind, abends und vor dem Schlafen, auf der Reise oder nach Tisch ein Viertelstündchen zu lesen.

„Kurze Geschichten“ sollen den Deutschen im Auslande, dem keine Leihbibliothek zur Verfügung steht, durch Stichproben aus dem Schaffen unserer lebenden Schriftsteller auf dem Laufenden halten.

„Kurze Geschichten“ sollen in gleicher Weise jedem dienen, der Interesse an den litterarischen Leistungen unserer Zeit hat, jedoch nicht die Muße findet, diese durch die zeitraubende Lektüre großer Romane kennen zu lernen.

„Kurze Geschichten“ sollten in keiner Reisetasche, auf keinem Fremdenzimmer, in keinem Hotel und Restaurant fehlen.

„Kurze Geschichten“ in schmalem Taschenformat, geschmackvoll ausgestattet, auf holzfreiem englischen Papier gedruckt, zum Preise von 60 Pf. pro Band, wollen Sie geflg. auf dem beigefügten Verlangzettel als Abonnent bestellen.

Berlin W. 50,
Rankestr. 28. Hochachtungsvoll

Verlag der Romanwelt.

C

Kurze Geschichten.

I. 1.

[1897]

Inhalt:

Die Retterin.

Von

Fritz Mauthner.

Unser Freund G. war tot und jetzt auch schon begraben. Auf dem Kirchhof da draußen, links vom Bahnhof Schöneberg, hatten wir ihm die letzte Ehre erwiesen.

Es war ein wunderbarer Vormittag im Mai. Auf dem Kirchhof freilich half es nicht viel, daß auch er aussah wie ein Garten. Man atmete doch nur oberflächlich. Ein häßliches Ding, so ein Berliner Kirchhof.

Als wir aber nach dem guten Werke durch die Potsdamerstraße nach Hause schlenderten, Häusinger und ich, der Fabrikant Häusinger, der Bruder des Landgerichtsrats, da wurde mir wenigstens wieder ganz behaglich. Ich bemerkte jede Blume in den Vorgärten und jedes hübsche Gesicht am Fenster. Nun, den Weg zum Kirchhof machen alle mit, zurück gehen nur die Lebendigen. Übrigens war es nicht weit her mit der Freundschaft zwischen dem Verewigten und mir. Ich war erst vor zwei Jahren nach Berlin versetzt worden, hatte ihn da am Stammtisch von Landsleuten und guten alten Bekannten

kennen gelernt; aber bald darauf hatte sich seine Nervosität, oder was es sonst war, so gesteigert, daß er seltener und seltener kam.

Der Urstamm des Stammtisches waren vier Herren gewesen, Jugendfreunde, die, als ich sie kennen lernte, alle eben erst die vierzig überschritten hatten. Häusinger gehörte zu ihnen. Und jetzt. während ich mit schon großstädtischem Gleichmut bemerkte, wie an der Ecke der Bülowstraße eine Dame beinahe von einer Droschke umgerissen worden wäre, fiel es mir zum erstenmale ein, daß vom Urstamm nur noch Häusinger übrig geblieben war. Im Verlaufe von zwei Jahren waren die übrigen drei verdorben, gestorben. Die Unzertrennlichen, so hatten sie lange geheißen.

Das mochte auch Häusinger durch den Kopf gehen, und darum sah er auch wohl so feierlich drein.

Unsere Freundschaft war eine zufällige und beschränkte.

Das Stammlokal befand sich nicht weit vom Potsdamerplatz, und wir wohnten beide in der Brückenallee. So hatten wir fast jede Woche einmal gegen Mitternacht den gleichen Weg durch den Tiergarten zu machen und Gelegenheit zu plaudern, wie vielbeschäftigte Leute in der Großstadt eigentlich nur nach Mitternacht plaudern. Sonst hatten wir uns noch kaum gesehen. Gemeinsame Erinnerungen an das Ende des Feldzugs — wir waren beide erst im Januar 71 eingerückt und hatten beim gleichen Korps gedient — gaben unserer Intimität einen Rahmen.

Jetzt war es Mittag geworden, die Straße belebte sich plötzlich mit lauten Arbeitern, mit eiligen Arbeiterfrauen, mit fröhlichen Schulkindern; wir blickten ins Gewühl hinein, machten uns wohl unsere Gedanken, aber wir sprachen nicht.

An der Potsdamerbrücke blieb Häusinger stehen.

„Adieu, Häusinger, wenn Sie mich los sein wollen," sagte ich. „Aber auf den Trauersalamander bin ich just auch nicht erpicht."

„Ehrlich — eigentlich wollte ich allein bleiben. Sie wissen, er war der Letzte. Es hat mir doch einen Ruck gegeben. Ja, ich wollte Sie eigentlich los werden. Aber noch eigentlicher: kommen Sie mit und helfen Sie mir ein bißchen die dumme Stimmung los werden. Sie haben ihn ja wenig gekannt."

Wir schritten durch die protzenhafte Viktoriastraße dem Tiergarten zu. Häusinger klagte über das Elend des Lebens. Sie wären alle vier ganz gewöhnliche, alberne, ruchlose junge Leute gewesen. Verführt von der Großstadt, nicht außerordentlich schlecht. Berauscht hätten sie sich an den Genüssen, die von allen Bürgersteigen und aus allen Fenstern winkten; an den Rausch hätten sie sich gewöhnt, und an dieser Gewohnheit wären ihrer Drei jämmerlich zu Grunde gegangen. Er hätte jahrelang die Beichtgeheimnisse der drei Vorgänger entgegen genommen. Er wußte zu viel, um jemals wieder fröhlich werden zu können. Scheußlich! Rausch mit dem Leben bezahlen zu müssen! Frage: was am Ende das Wertvollere wäre? Der Rausch oder das Leben?

In einem geschlossenen Wagen fuhr G.'s Witwe mit ihren beiden jüngeren Brüdern an uns vorüber. Häusinger blieb mit einem frohen Gesichtsausdruck stehen, machte Front und grüßte tief.

Wir gingen weiter, bis er an der Kreuzung der Tiergartenstraße stehen blieb.

„Die Jagdgründe der Unzertrennlichen," sagte er grimmig. „Hier in den Häusern zuerst die Frauen, dann — in ehrbarer Absicht — die reichen Töchter. Und drüben im Tiergarten die Kindermädchen. Grauenhaft! ich wollte, ich hätte meine Feldflasche mit altem Korn bei mir."

Wir betraten den Tiergarten und er sprach mit überraschender Sachkenntnis von dem Verlauf der Krankheit, an der G. gestorben war. Ein guter, von Natur durchaus nicht lasterhafter oder zügelloser Mensch.

„Da erfindet man allerlei neue Namen: Alkoholismus, Cocaïnismus, Morphiumsucht. Sie gehören alle zu einer Art Großstadtsucht, die bei uns natürlich Berlinismus ist. Das Pflaster der Großstadt verführt und steckt an. Grauenhaft! Sehen Sie diesen herrlichen Park. Diese Bäume, diese Alleen. Aber er gehört mit dazu. Er gehört zum Berliner Pflaster."

Ohne viel zu denken, in der naheliegenden Absicht, seine dunkeln Vorstellungen zu zerstreuen, sagte ich ihm etwas Freundliches über sein gutes Aussehen. Die drei anderen wären gewiß von Natur gezeichnet gewesen. Ich brummte wohl auch das unvermeidliche: 'erbliche Belastung'.

Häusinger holte tief Atem und lächelte eigentümlich.

„Nehmen Sie mir's nicht übel," sagte er dann. „Diese schönen Worte erinnern mich immer an die statistischen Tabellen. Alles wahrscheinlich ganz richtig, aber auf den einzelnen Fall nicht anwendbar, der Teufel hole die Großstadt! Sie sind verkommen, weil sie nicht zur richtigen Zeit ihre Retterin gefunden haben."

Mir war, als ob er ganz leise hinzufügte: 'wie ich'. Ich wurde neugierig, sah ihn aber bloß fragend an.

„Jawohl wie ich," wiederholte er fast humoristisch. „Wenn meine Geschichte, eine höchst moralische Geschichte, helfen könnte, wenn Geschichten oder Moral überhaupt helfen könnten, dann müßte ich das Erlebnis mit meiner Retterin drucken lassen und gratis verteilen."

„Wer weiß," sagte ich, „vielleicht kann's mir helfen."

Häusinger lachte spöttisch und wir setzten uns auf eine Bank, auf der ein Gärtnergehilfe eben sein Mittagessen beendet hatte. Es war die Bank eines Kinderspielplatzes.

„Und zu denken," rief Häusinger, „daß wir vor zehn Jahren vielleicht aus Ruchlosigkeit herkamen, der Bonnen wegen. Ich auch, bis meine Retterin mir erschien."

Er schwieg wieder. Um ihn zum Reden aufzumuntern, sagte ich:

„Ich wußte nicht, daß Sie verheiratet sind?"

Häusinger lachte jetzt herzlich auf.

„Sie sind manchmal köstlich. Sie meinen, ich hätte meine Retterin geheiratet? Oder meine Frau wäre meine Retterin geworden? Oh, oh, sie hat später geheiratet, aber ihren Mann hat sie nicht gerettet. Dazu gehören wohl zwei."

Häusinger war wieder sehr ernst geworden und blickte geradeaus. Ein etwa vierjähriges Mädchen hatte sich dicht vor ihn niedergesetzt und blickte ihn drollig an. Häusinger bemerkte sie endlich und schüttelte nach einer Weile leise den Kopf.

„Sehen Sie nur, wie hübsche blaue Augen die Krabbe hat. Aber nein, die Augen allein sind es doch nicht gewesen."

Er betrachtete das Kind, bis es gerufen wurde und fortlief.

„Sie merken wohl, daß ich Ihnen eine lange Geschichte erzählen will. Sie brauchen aber nicht zuzuhören. Es ist nur, weil wir ihn vorhin begraben haben. Da standen solche Kinderaugen wieder vor mir, wirklich.

„Es ist genau zehn Jahre her, nun ja, Ende Juni wird es zehn Jahre. Ich übernahm nach dem Tode unseres ältesten Bruders die Fabrik, und da mir die Geschäfte ziemlich fremd waren, reiste ich in Deutschland umher, zu unsern großen Kunden und unseren noch größern Kohlen- und Eisenlieferanten. Ich lernte viel und vergnügte mich noch mehr. Donnerwetter, man wird den Bramarbas nicht leicht wieder los. Ich lebte wie ein reicher Kavallerieoffizier oder wie ein

hübscher Commis voyageur. Wählen Sie! Ich sagte Ihnen ja schon, wie wir waren; albern und ruchlos! Und wir kamen uns wie rechte Helden vor. Wissen Sie, so Dutzend-Don-Juans, Fabrik-Don-Juans. Aber ich muß von mir persönlich etwas berichten, worauf ich heute stolz bin, und dessen ich mich damals schämte. Eine rechte Gemeinheit hatte ich noch niemals begangen. Sie werden die Moral des geretteten Häusinger vielleicht für ebenso nichtswürdig halten, wie die des früheren, wenn ich Ihnen das erkläre."

„Bitte, bitte," sagte ich, „nicht nötig. Also Sie hatten in Ihrem wüsten Leben noch keine Unschuld verführt?"

„Na ja, ungefähr. Ich fuhr also damals — es war in Schlesien — von einem sogenannten Kohlenbaron, wo ich gute Tage und gute Nächte gehabt hatte, zu einem Eisenbaron, der sogar ein Graf war. Gegen Mittag war ein tolles Gewitter niedergegangen. Die Fahrt durch die hübsche Gegend wurde dadurch noch angenehmer.

„Im Coupé saß mir gegenüber ein junges Mädchen. Jawohl, es ist garnicht schlau von Ihnen, das zu erraten. Meine Retterin. Ich kann sie Ihnen nicht beschreiben. Selbst wenn Sie sie kennen sollten, wie sie jetzt aussieht, schön und stolz und bewußt, ich könnte Ihnen von dem Zauber keine Vorstellung geben. Nicht wahr, Sie haben bei G. nicht verkehrt? Seine Frau ... Am andern Ende des Coupés saß ein ältliches Ehepaar; beide unterhielten sich mit dem jungen Mädchen, als ich einstieg. Ich fuhr damals

immer zweiter Klasse, weil sich da leichter etwas anbandelt als in der ersten, das heißt ... na ... also aus den Gesprächen erfuhr ich langsam die ganze kleine dumme Biographie des Mädchens: Ihre Mutter seit Jahren tot. Sie führt mit sechzehn Jahren das Haus für den Vater und zwei jüngere Brüder, und heut reist sie zu einer Tante ins Gebirge, als Reisemarschall. Das zehnjährige Brüderchen ist krank gewesen. Da soll die Sechzehnjährige denn Wohnung und Einrichtung und Bedienung vorbereiten, damit die Herren, der Vater und die Jungen, alles hübsch in Ordnung finden. Ich mußte natürlich an Gretchen im Faust denken, während sie so unbefangen und offen mit den alten Leuten sprach. Ihren Strohhut hielt sie auf dem Schoß. Das hellbraune Haar war über der Stirn gescheitelt und legte sich dann in einer einzigen breiten Flechte um den Kopf. Wenn der Ausdruck des Gesichts nicht im Grunde lustig gewesen wäre, man hätte an die Madonna von Murillo denken können. Aber sie hatte blaue Augen, die so vertrauensvoll, so ... so verschwenderisch in die Welt blickten. Bitte, haben Sie keine Angst, ich werde nicht wieder poetisch werden. Damals war ich es wohl. Besonders die Stimme, die Stimme war so ... ich habe nie wieder eine so tiefe Kinderstimme gehört. Als ob ein Engelschor einstimmig Alt gesungen hätte. Und ich Schuft fühlte das, und hatte dabei ganz schuftige Gedanken.

„Da ich aber immer ein wohlerzogener Mensch

geblieben war, so lag ich still in meiner Ecke und muckste nicht. In meine Seele zog langsam eine Mischung von Verliebtheit und Gemeinheit.

„Plötzlich suchen die alten Leute ihre Siebensachen zusammen, der Zug hält und sie steigen aus.

„'Glückliche Reise, Fräulein Ada,' rief die alte Frau noch zurück.

„Ich blieb mit dem jungen Mädchen allein, ich kann kaum beschreiben mit welchen Gefühlen.

„Garnicht nach der Regel der Liebestaktik, frech, unvorsichtig setzte ich mich zurecht, und bevor der Zug sich noch wieder in Bewegung gesetzt hatte, hatte ich schon ein Gespräch begonnen.

„'So sind wir jetzt allein mit einander.'

„'Ja wohl, mein Herr.' Sie sagte es mit ihrer tiefen Kinderstimme so freundlich, als ob sie sich darüber gefreut hätte.

„'Nicht wahr, Sie heißen Fräulein Ada?'

„'Ja wohl, mein Herr.'

„'Darf auch ich Sie Fräulein Ada nennen?'

„Sie kicherte und errötete, sagte aber dann ebenso freundlich wie bisher:

„'Warum nicht, mein Herr? Das ist doch nicht schlecht.'

„Ich fragte und sie erzählte. Ruchlos und überlegen führte ich das Gespräch langsam auf den Gegensatz der Geschlechter. Sie blieb keine Antwort schuldig, erzählte von ihren Tanzstunden. Und daß es doch etwas anderes wäre, mit Jungens zu tanzen als immer nur mit Mädchen. Bei den Lehrern habe sie immer auch mehr gelernt als bei den Lehrerinnen.

„Ob sie es sich schön denke, das Brautkleid anzuziehen?

„Wieder kicherte und errötete sie.

„Natürlich, daran dächten alle jungen Mädchen einmal. Auch schon zwölfjährige manchmal. Sie sei sechzehn Jahre alt. Mit vierundzwanzig werde sie sich verloben. Das habe Mama, wie sie noch lebte, ihr einmal selbst gesagt. Aber schön müßte das sein, im Brautkleid, und in der Kirche, und wenn alle Freundinnen weinten.

„Ich gebe Ihnen das Gespräch wie es war. Ich glaube, ich habe mich schon einigemal Schuft genannt. Damit Sie nur ganz genau wissen, wie ich war: ich hielt dieses unschuldige Geplauder für gut gespielte Kindlichkeit. Na warte, dachte ich. Wir bleiben noch zwei Stunden allein, und die blödsinnige Schüchternheit wird dir und mir schon vergehen. Eben wollte ich auf einer kleinen Station den Schaffner rufen und durch ein reichliches Trinkgeld seinen Schutz erkaufen, als ich eine lebhafte Bewegung auf dem Bahnhof wahrnahm. Der Schaffner war nicht zu errufen. Der Zugführer kam erregt aus dem Gebäude heraus.

„Ob ein Unglück passiert sei?

„Nein, aber der Zug könne nicht weiter. Oben habe ein kleiner Wolkenbruch den Damm unterspült. Die Verbindung sei unterbrochen.

„Alle Reisenden drängten sich an die Fenster oder fingen an auszusteigen. Wenige Minuten später teilte es mir der Vorsteher amtlich mit. Der Zug kann nicht weiter. Morgen früh vielleicht.

„'Wenn Sie mit Ihrer Frau Gemahlin gute Unterkunft finden wollen, so bleiben Sie nicht hier im Dorfe. Nehmen Sie sich einen Wagen! Sie sind in einer halben Stunde in L. Dort im Adler finden Sie gutes Nachtquartier.'

„Ich und die Kleine waren fast die einzigen gut gekleideten Reisenden. Ich kehrte in unser Coupé zurück, und mein Plan war bis ins Kleinste fertig. Ein Narr, wer nicht zugreift, wenn die gebratenen Tauben oder Backfische durch die Luft fliegen.

„Ich teilte Fräulein Ada mit, was geschehen war. Sie schlug entsetzt die Händchen zusammen und suchte dann nach ihrem Gepäck, so eilig und verstört, als ob der Zug entgleist wäre.

„Ich beruhigte sie und sagte wörtlich:

„'Es ist ja nichts geschehen, Fräulein Ada. Vertrauen Sie sich mir vollständig an, ich werde für Sie sorgen bis morgen früh.'

„Da setzte sie lächelnd ihren gelben Strohhut auf und sagte:

„'Ich danke Ihnen, mein Herr. Das ist gut, daß wir uns kennen gelernt haben.'

„Meine Pflichten waren einfach genug. Ich nahm ihr bißchen Handgepäck und suchte mir mit Hilfe des Vorstehers in all dem Wirrwarr einen Träger. Der sollte die Sachen und meinen Handkoffer bis zum Dorf tragen und dort einen Wagen besorgen. Der Vorsteher versprach überdies, rechtzeitig zu telegraphieren, wenn die Bahn wieder frei wäre.

„Wir gingen bis zum Dorf hinter dem

Träger her. Die übrigen Reisenden zankten und schrieen noch auf dem Bahnhof. Der Weg führte zwischen Kornfeldern, und Ada wurde ganz übermütig. Immer habe sie geglaubt, Abenteuer kämen nur in Büchern vor. Und jetzt stecke sie mitten in einem Abenteuer. Sie pflückte Kornblumen, und als ich sie darum bat, schenkte sie mir den Buschen.

„Im Dorf erregten wir allgemeine Aufmerksamkeit, weil der Träger den Grund unserer Ankunft sofort erzählt hatte. Ada sagte, sie käme sich vor wie eine Schiffbrüchige auf einer Insel. Die Sorge, einen Wagen ausfindig zu machen, nahm uns das ganze Dorf ab. Ein rumpelndes, altmodisches Bauernwägelchen stand nach einer kleinen Viertelstunde vor uns. Als wir darin saßen und dem Städtchen zurollten, faßte ich Adas Hand, strich ihr leise über die Wange und sagte, sie solle sich die eine Nacht mir ganz anvertrauen.

„'Gern,' sagte sie und schob meine Hand so leise von ihrer Wange, daß ich die Ablehnung wie eine Liebkosung fühlte. Ich wüßte gewiß besser als sie, was in solchen Fällen zu geschehen habe.

„Ich war wieder verwirrt und kramte allerlei Ratschläge hervor. Sie solle ihrer Tante im Gebirge die Sachlage telegraphisch mitteilen, ihrem Vater aber erst morgen schreiben. Das Telegramm wollte ich gern für sie aufsetzen. Etwa so: Eisenbahnverkehr unterbrochen. Übernachte in L. bei einer guten alten Dame. Fahre morgen mit dem ersten Zuge weiter.

„Ada kicherte fröhlich vor sich hin. Dann lachte sie ausgelassen.

„‘Ich muß so furchtbar lachen,’ sagte sie, ‘weil Sie doch die gute alte Dame sind. Nein, nein, ich bin nicht so dumm, ich verstehe das ganz gut. Es schickt sich so besser. Und meine Verwandten wissen doch nicht, was für ein guter Mensch Sie sind.’

„Ich zündete mir eine Zigarre an und rückte so weit wie möglich von Ada ab. Ich kam damals nicht recht zum Bewußtsein meiner Schlechtigkeit. Es war mir, als wäre ich auf der Hochzeitsreise. Ich war wirklich verliebt. Und meine Verliebtheit machte die Lage für das arme Mädchen nicht gerade hoffnungsvoller.

„In ihren Augen blitzte es wieder auf wie Schelmerei.

„‘Sie müssen nicht glauben, daß ich kein Geld bei mir habe,’ sagte sie plötzlich. ‘Wissen Sie, ich habe furchtbaren Hunger, aber ... Habe ich was Dummes gesagt?’

„‘Vielleicht, liebe Ada ... liebes Fräulein Ada. Wenn eine junge Dame sich in den Schutz eines Herrn begeben hat, so muß sie ihm außer den großen Sorgen auch die kleinen überlassen. Von dem dummen Zeug dürfen Sie nicht mehr sprechen.’

„‘Ich glaube, Sie haben Recht, mein Herr,’ sagte sie und blickte träumerisch auf. ‘Und eigentlich ist es hübsch so. Zu Hause muß ich immer rechnen. In einem Abenteuer ist’s doch wie im Märchen.’

„‘Da bezahlt ein Prinz die Rechnung,’ sagte ich, auf ihren Ton eingehend.

„'Ja, gern,' flüsterte sie. 'Aber ein Prinz sind Sie doch wohl nicht. Höchstens ein Maler oder so. Bitte, mein Herr, wie soll ich Sie denn nennen? Sie sagen Fräulein Ada zu mir ...'

„'Liebe Ada.'

„'Meinetwegen. Und ich weiß garnicht, wer Sie sind.'

„Jetzt war der große Moment gekommen. Meine Freunde sollten sich meiner nicht zu schämen haben. Ich faßte wieder nach Adas Hand und sagte ungefähr:

„'Mein liebes Kind, ich heiße Georg, und wenn Sie wollen, so stellen wir uns einander förmlich vor. Aber hübscher noch wäre es, wir blieben bei Ada und Georg.'

„'Ach ja,' sagte sie und drückte mir wahrhaftig die Hand.

„'Und dann, liebe Ada, müssen wir noch etwas anderes thun, was sehr gefährlich aussieht, aber doch das Richtige ist. Glauben Sie mir nur. Wir müssen in dem Gasthaus, wo wir übernachten werden, als Mann und Frau auftreten. Sonst reden und fragen die Leute zu viel.'

„Ada ließ meine Hand los, lehnte sich zurück, schloß die Augen und bewegte die Lippen. Ich, — Sie wissen schon, wofür ich mein damaliges Ich halte, — ich glaubte ein wollüstiges Lächeln wahrzunehmen und konnte mich kaum enthalten, sie abzuküssen. Da schlug sie die Augen auf und sagte:

„'Warum nicht als Bruder und Schwester?'

„'Wie Sie wollen,' sagte ich. 'Aber Mann und Frau auf der Hochzeitsreise ist hübscher.'

„'Ach, ja,' sagte sie, 'mehr so wie im Märchen.'

„'So bleibt es also dabei. Und selbstverständlich müssen wir uns du sagen. Sonst merken die Leute den Betrug.'

„Davon aber wollte sie zuerst nichts wissen. Ich könne ihr ruhig du sagen, das mache ihr garnichts, sie würde es niemals zustande bringen. Sie werde aber acht geben, und auch nicht Sie sagen.

„'Du bist ein holdes Kind, liebe Ada.'

„Da wurde sie flammend rot, drückte sich in ihre Ecke, und leise stahl sich eine Thräne aus ihren Wimpern.

„'Habe ich dich verletzt, liebes Kind?' fragte ich sie.

„'Ach wo,' sagte sie lachend, 'mir ist nur so kurios.'

„Ich habe Ihnen den Anfang der Geschichte so ausführlich erzählt, damit Sie sich von den beiden Menschen eine deutliche Vorstellung machen können. Den Schluß möchte ich Ihnen am liebsten garnicht erzählen." — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Häusinger betrachtete still vergnügt die spielenden Kinder. Nicht weit von uns hatten sich fünf kleine Mädchen bei den Händen gefaßt und tanzten unter Begleitung eines Liedchens um ein Kind von kaum zwei Jahren herum, das in ihrer Mitte kniete und über diese Ehre hoch erfreut schien; allen glänzten die Augen. Zwei

Bonnen und eine junge Mutter schauten den Kindern gleichfalls zu. Sie bemerkten unsere Aufmerksamkeit, und die junge Mutter lachte uns glückstrahlend an, als ob wir alte Freunde von ihr wären. Sie wies mit dem Zeigefinger auf das knieende Kind. Es war wohl das ihre.

„Das giebt es nämlich," sagte Häusinger, „wenn wir es in der Großstadt auch nicht glauben, so lange wir nicht gerettet sind."

Er grüßte höflich und mit einer leichten Beugung des Oberkörpers. Die junge Mutter dankte, lachte und kümmerte sich weiter nicht um uns.

Nach einer Weile sagte ich, ich hätte ihn um seine Geschichte nicht gebeten; jetzt schulde er mir aber doch den Schluß.

„Na, so will ich meine Scham unterdrücken, als ob ich ein Autor wäre. Hören Sie."

— — — — — — — — — — — — —

„Es wird wohl gegen sieben Uhr abends gewesen sein, als wir in L. vor dem Gasthaus zum Adler vorfuhren. Ich half Ada vom Wagen herunter. Sie blickte sich auf dem unregelmäßigen Ringplatz neugierig um. Da kam aber auch schon der Wirt mit seiner Begrüßungsformel. In dem Augenblick, da ich die Zimmer bestellen wollte, zupfte mich Ada am Arm.

„'Es geht doch nicht', flüsterte sie mir zu. 'Sie müssen ihm sagen, ich sei Ihre Schwester. Sie können sich schon denken warum.' Ich befahl zwei Zimmer, eines für mich, eines für meine Schwester.

„‘Und gleich etwas zu essen,’ rief Ada.

„Der Wirt sagte eine Menge verlockender Gerichte auf. Besonders lobte er seine Forellen und seine jungen Hühnchen.

„‘Ach ja,’ rief Ada, ‘bitte, bitte, lassen … lassen wir uns Forellen geben.’

„Ich empfahl dem Wirt sein Bestes zu thun. Es sollte auf meinem Zimmer gedeckt werden. Ich bestellte zum Essen eine Flasche süßen Champagner. Ada spitzte die Ohren, und ein lieblicher Laut, wie das Zwitschern einer Meise, kam von ihren Lippen.

„In einer halben Stunde würden wir bedient sein.

„Wir hätten noch auf der Post zu thun. Wo die läge?

„Dort und dort. Wir hätten gewiß wegen der Eisenbahngeschichte zu telegraphieren. Weiß der Teufel, woher der Wirt das schon wußte. Unser Kutscher war noch nicht vom Bock gestiegen.

„Wir machten uns auf den Weg, und ich reichte Ada den Arm. Sie zwitscherte wieder und nahm meinen Arm, wissen Sie, wie ein Geburtstagsgeschenk. Und nach wenigen Schritten sagte sie auch:

„‘Das ist mir so ein Vergnügen. Mir hat noch niemals ein Herr den Arm geboten. Höchstens bei der Tanzstunde so ein Junge. Das ist wunderschön. Und glauben Sie nicht, daß uns die Leute doch für Mann und Frau halten?’

„‘Ein junges Paar auf der Hochzeitsreise,’ antwortete ich, der, der ich damals war.

„Sie drückte meinen Arm fest an sich und ging wie in seligem Traum neben mir her.

„Sie müssen wissen, daß ich jedes dieser Worte, und jede ihrer kleinen Handlungen vor Gericht beschwören könnte, so genau erinnere ich mich jedes geringsten Umstandes.

„Auf der Post ... das hübsche Postgebäude liegt auf einer Anhöhe, am Ende des Städtchens, wunderhübsch in einem neu angelegten Garten. Drei Rosenstämmchen blühten vor dem Hause. Ich gab das Telegramm an ihre Tante auf, und als ich es bezahlt hatte, legte mir Ada ihre Hand — sie trug Halbhandschuhe von Zwirn — auf meine und sagte:

„'Das ist wunderhübsch, lieber Bruder, geben Sie noch ein Telegramm auf. An meinen Vater. Es freut mich so, daß Sie für mich be ... Ich kann es nicht sagen.'

„Ich fragte nach der Adresse.

„'Ach so, damit Sie meinen Namen erfahren. Nein, dann lieber nicht.'

„Arm in Arm kehrten wir ins Gasthaus zurück. Man hatte für uns natürlich die besten Zimmer des Hauses bestimmt. Die Bestellung des Champagners fing schon an ihre Schuldigkeit zu thun. Für mich war ein großes zweifenstriges Zimmer hergerichtet. Für meine Schwester eine etwas kleinere, einfenstrige Stube. Beide gingen nach Westen, und wir konnten über die Dächer hinweg die bewaldeten Hügel sehen. Durch die Spitzen der Laubkronen glitzerte die Sonne, ein

dunkler Wald zur Rechten stand wie hinter einem goldenen Schleier von Sonnenstäubchen.

„Wir setzten uns zu Tisch. Ada aß, wie ein Pensionsfräulein in den Ferien das erste Abendbrot ißt. Zu meiner Ehre sei es gesagt, sie steckte mich mit ihrer gesunden Kindlichkeit an. Plötzlich aber war es mit meinem Hunger vorbei. Ich fing einen Blick auf, mit dem sie nach der Champagnerflasche schielte. So ein Racker, dachte ich. Und der Kerl in mir, den man so achtungsvoll den Teufel zu nennen pflegt, regte sich und wollte obenauf bleiben. Ich nahm die Pulle aus dem Kühler und schenkte jedem von uns ein Glas ein. Wahrhaftig, es war wieder ein Zwitschern, mit dem sie das Glas nahm. Sie faßte es mit beiden Händchen, — die Halbhandschuhe hatte sie abgelegt — sie hielt es mit allen zehn Fingern fest. Nicht aus Ungeschicklichkeit oder Mangel an Anmut. Nein, sie hielt den Kelch so . . . ich mußte an ein Heiligenbild denken, eines aus alter Zeit, oder vielleicht gar . . . das fällt mir jetzt ein . . . an eine uralte Statue. Ich hab es irgendwo einmal gesehen. Die hielt so mit allen zehn Fingern eine heilige Blume.

„Ada nippte und schlürfte langsam, bis sie das halbe Glas ausgetrunken hatte. Ihr Hals ließ die kleinen Schluckbewegungen sehen. Und deutlich sagte der Kerl in mir: Jetzt habe ich dich, du süßer Racker.

„Ich versuchte nachzugießen. Aber sie legte das rechte Händchen ruhig und bestimmt auf den Glaskelch und sagte ernsthaft:

„‘Danke nein. Das Glas trinke ich aus, bis auf das letzte Tröpfchen. Aber nicht mehr.’

„Bei irgend einer Festlichkeit im Elternhause, vor vielen Jahren, habe Mama ihr einmal so ein Glas Champagner gebracht, ans Bettchen. Und Mama habe ihr damals gesagt, sie solle niemals mehr als ein Glas trinken, auch wenn man sie verführen wollte.

„‘Sehen sie,’ sagte sie, ‘jetzt wollen Sie mich verführen und ich trinke doch nicht mehr als ein Glas.’

„Mir war als hätte mir jemand ins Gesicht geschlagen. Im Zorn und in einer geradezu wilden Verliebtheit, in der ich weiß Gott unzurechnungsfähig war, griff ich nach ihrem Glas. Sie solle es noch einmal füllen lassen und mit mir auf das Andenken ihrer Mutter trinken.

„Da geschah etwas sehr Merkwürdiges mit ihr und mit mir. Sie senkte traurig das Köpfchen, blickte mich dann lange an und sagte:

„‘Jetzt könnte ich zu Ihnen du sagen.’

„Sie habe in meinen Augen vorhin etwas Häßliches zu sehen geglaubt, sie wisse nicht was. Vor Jahr und Tag hätte ein ungezogener Vetter ihr einen Spitz beibringen wollen. Und jetzt hätte ich ebenso ausgesehen. Aber daß ich dabei an ihre Mama gedacht habe, das beruhigte sie vollends.

„Sie stand auf, kam um den Tisch herum und legte beide Hände auf meine rechte Schulter. Hierher. Ich rückte nicht und lauschte auf meine eigenen nichtswürdigen Gedanken. Jetzt war ich

sicher, das war kein Racker, das war nicht Koketterie. Das war eine echte Unschuld und sie gehörte mir. Ich weiß ganz bestimmt, daß der Gedanke in mir aufblitzte, das Kind später zu heiraten, und daß in demselben Augenblick die Gestalt meines Freundes G. vor meiner Phantasie aufstieg und daß er mich auslachte.

„Nach einer Weile kehrte Ada auf ihren Platz zurück und beendete naschhaft die Mahlzeit mit Mandeln und Kirschen. Wie ein Eichhörnchen sah sie dabei aus. Sie fand ein Vielliebchen. Wir aßen es. Ich machte läppische Scherze darüber, wer morgen den andern mit einem ‘guten Morgen, Vielliebchen’ wecken würde. Sie ging arglos darauf ein, und ich verlor beinahe meine Selbstbeherrschung.

„Ich hatte schließlich eine halbe Flasche ausgetrunken, also eigentlich recht wenig, aber ich war warm geworden und fing an laut zu sprechen. Da schüttelte sie mißbilligend das Köpfchen. Ich schob den Kühler mit der Flasche beiseite und stand auf. Sie that dasselbe und reichte mir die Hand. Ich küßte sie auf die Finger, und als sie dabei ein leises ‘Ach’ der Befriedigung ausstieß, legte ich sanft den Arm um sie, zog sie an mich heran und drückte ihr leise, vorsichtig, ängstlich, zuerst einen Kuß auf die Stirn und dann einen auf den Mund. Sie erwiderte den Druck nicht, ihre Lippen waren kalt. Als ich aber nach wenigen Sekunden ablassen wollte, hoben sich ihre Lippen und ließen mich nicht los. Wieder nach einigen Sekunden entwand

sie sich plötzlich, blickte mich erstaunt und dankbar an und sagte — da ist mir nicht nur jede Silbe, sondern jeder Ton noch im Ohr —:

„'Das habe ich gar nicht verdient.'

„'Habe ich Sie gekränkt, Ada?' fragte ich.

„Sie lächelte froh, als ob ich eine kindische Dummheit gesagt hätte, und trat ans Fenster. Ich ging zu ihr und legte meinen Arm um ihre Schultern. Die Sonne war hinter dem Walde untergegangen, aber es war noch tageshell.

„Sie wollte spazieren gehen. Den Ort und die Gegend betrachten, wo das Märchen gespielt hätte. Mir war es recht, denn ich hatte vollkommen die Herrschaft über mich verloren. Wir gingen durch den Ort auf den Hügel, der unseren Fenstern gegenüber lag, bis zu einem Aussichtspunkt, den der Wirt uns empfohlen hatte. Ich mußte Ada von meinem Leben erzählen. Wie ich die Juristerei studiert, und wie ich dann der Familie wegen die Fabrik übernommen hätte. Ich habe dem kleinen Mädchen damals Stimmungen gebeichtet, die niemals vorher und niemals nachher ein Mensch aus mir herausgelockt hat. Und das dumme Mädel hatte ein Verständnis dafür, wie ich es niemals vorher und niemals nachher bei irgend einem klugen Menschen vorausgesetzt habe.

„Als wir heimkehrten, dämmerte es bereits. Sie hing fest und weich in meinem Arm. Es war wie eine Liebkosung. Sie that mir innig leid, aber es war ihr nicht mehr zu helfen. Ich fühlte mich als einen Glückspilz und berauschte

mich an meiner Verliebtheit. Wir machten einen großen Umweg und gelangten vom Osten her ins Städtchen zurück. Es war inzwischen dunkel geworden, die Straßen waren leer. Nur zweimal begegneten wir einem ländlichen Liebespärchen.

„Im Gasthaus, dessen Thor noch offen stand, sah uns niemand kommen. Aus der Wirtsstube hörten wir lautes Sprechen. Wir gingen Arm in Arm die Treppe hinauf, in den ersten Stock, in mein Zimmer. Ich machte Licht. Dabei entschlüpfte sie mir und zündete die Kerze in ihrer Stube an. Dann kam sie freundlich und errötend wieder herein und reichte mir auf Armeslänge die Hand.

„‘Gute Nacht, lieber Bruder.’

„Ich hielt ihre Hand fest und zog das Mädchen, das widerstrebend nachgab, näher zu mir.

„Brutal fragte ich sie, warum sie vorhin bei der Ankunft auf einmal gewünscht habe, wir sollten uns nicht als Mann und Frau, sondern als Bruder und Schwester einführen?

„‘Sie sind doch sonst so klug,’ antwortete sie lächelnd. ‘Aber darin scheinen Sie mir ein bißchen dumm.’

„Sie solle es doch sagen.

„Da nickte sie mit dem Köpfchen, guckte mich so überlegen an wie schon einmal, und platzte lachend heraus: Das ginge doch nicht, Mann und Frau schlafen doch in einem Zimmer.

„Ich mag wohl darauf etwas ungemütlich geworden sein, denn sie lief in ihre Stube zurück.

„Gleich aber war sie wieder an der Schwelle und sagte, sie hätte vorhin so dumm gute Nacht gesagt, weil sie in Angst gewesen wäre, ich würde ihr wieder einen Kuß geben.

„‘Das heißt, du willst noch einen haben?’

„Sie stand da im Halbdunkel, wirklich wie ein Engel, hob die Augen und sagte nur:

„‘Ach ja.’

„Ich beugte mich zu ihr hinab und gab ihr einen langen, tiefen, herzlichen Kuß, einen innigen Liebeskuß. Ich zitterte dabei vor Sehnsucht, und sie blieb ruhig, als ob sie das gewöhnt wäre, oder als ob sie garnichts fühlte.

„Als ich sie losließ und tief atmete, fest entschlossen, sie nicht mehr aus den Armen zu lassen, war sie plötzlich fort und hatte die Thür hinter sich ins Schloß fallen lassen.

„‘Ich danke Ihnen’, rief sie; ‘gute Nacht’.

„‘Gehen Sie gleich zu Bett?’ fragte ich.

„‘Gleich’, sagte sie, ‘und ich werde schön träumen.’

„Ich trat ans offne Fenster und mag da ein sehr dramatisches stummes Selbstgespräch geführt haben. Das Ergebnis war: sie ist dein, und bleibt dein, und die Moral mag morgen sehen, wie sie mit meinem Kater fertig wird. In meinen Empfindungen war ein solcher Mischmasch, daß ich mit dem Ordnen nicht fertig werden konnte. Jedenfalls blieb der Teufel obenauf.

„Ich stellte mich dicht an die Verbindungsthür und horchte. Ich vernahm das kaum hörbare Zwitschern, dann wieder ein leises Summen.

Endlich erkannte ich die Melodie. Sie summte das Lied vom Krug zum grünen Kranze. Leise trippelte sie hin und her. Was sie that, konnte ich nur erraten. Sie ordnete vielleicht die Sachen aus ihrer Handtasche. Wenigstens hörte ich, wie sie kleine Gegenstände auf den Nachttisch stellte. Es klappte wunderbar leise. Dann etwas Metallenes. Wohl ihre Taschenuhr. Und dann mit furchtbarer Deutlichkeit das Rascheln eines Stoffes. Mir schlug das Herz, ich konnte nicht länger, ich klopfte an die Thür.

„'Was ist?' fragte sie.

„'Ich möchte Ihnen noch etwas sagen.'

„'Was denn?'

„'Ich muß es Ihnen selbst sagen, nicht durch die Thür.'

„'Das geht nicht mehr.'

„'Ich muß!'

„'Nein, nein, es geht doch nicht.'

„'Bitte!'

„'Bitte nein.'

„'Bitte, liebes Schwesterchen.'

„'Warten Sie, ich lösche das Licht aus.'

„Ich öffnete und trat ein. Als der Lichtschein aus meinem Zimmer hinein drang, schrie sie auf und warf ihre Blouse um die Schultern. Sie hatte in ihrem Miederchen dagestanden und bis dahin nichts abgelegt als die Blouse.

„'Schließen Sie die Thür!' rief sie fast weinend.

„Ich schloß die Thür, und wir waren im Dunkeln allein.

„‘Was wollen Sie mir sagen?’ fragte sie ängstlich.

„Ich faßte ihre beiden Hände und fragte:

„‘Haben Sie mich ein bißchen lieb?’

„Sie lachte.

„‘Pfui, das haben Sie mich gewiß nicht fragen wollen. Aber jetzt habe ich Sie garnicht lieb. Nachher, später, in der Erinnerung, werde ich Sie lieb haben.’

„Ich stand neben ihr und verschlang ihre Gestalt. Meine Augen hatten sich an das Dunkel gewöhnt.

„‘Gute Nacht,’ sagte sie. ‘Eigentlich hätte ich Ihnen gern noch einmal gute Nacht gesagt. Und Sie etwas gefragt.’

„‘Was denn, mein Kind?’

„Ich legte die Hand an ihr Miederchen, und wir setzten uns nebeneinander auf den Bettrand. Und wieder weiß ich jedes Wort.

„‘Ich hätte Sie gefragt, lieber Herr, was Sie von mir gedacht haben, weil ich mich küssen ließ? Zweimal sogar?’

„Ich antwortete irgend etwas Albernes.

„‘Ich bin es wirklich nicht wert, daß ein solcher Herr mich küßt. Sie sind gewiß etwas Besonderes. Ich bin so ein dummes Ding. Aber seit meine Mutter tot ist, war niemand mehr zärtlich zu mir. Mein Vater und die beiden Jungen, sie haben mich herzlich lieb ... aber ich habe mich so nach einer Zärtlichkeit gesehnt. So furchtbar gesehnt. Seitdem Mama tot ist. Und Sie sind der Erste, der zärtlich zu mir war. Gerade Sie.’

„Sie weinte und beugte sich über meine Hand und küßte sie. — — —

„Ich denke, ich bin fertig.

„Ich befahl ihr mit Riegel und Schlüssel zu schließen, beide Thüren, die nach dem Korridor und die zu mir.

„Sie that es aber nicht einmal. Ich habe die Nacht im Freien zugebracht. — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Gegen sechs Uhr früh, als die Nachricht kam, um acht würde der Zug weiter gehen, ging ich auf mein Zimmer. Ich weckte Ada durch Klopfen. ‘Gleich’, hörte ich sie zwitschern, und dann die Geräusche beim Waschen und Anziehen. Ich war mit mir zufrieden! Und ich sage Ihnen, so glücklich bin ich in meinem ganzen Leben nicht gewesen, als wie Ada sich nebenan anzog. Das Glück dauerte lange. Plötzlich riß sie die Thür auf, das holde Kind stand lachend wie die Sonne auf der Schwelle und rief:

„‘Guten Morgen, Vielliebchen’.

„Ich habe das Vielliebchen bis heute nicht bezahlt, bis heute nicht“ — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wieder fragte ich: „Haben Sie Fräulein Ada nicht wiedergesehen?“

Ernst und doch wieder still beglückt, blickte Häusinger vor sich hin. Langsam stand er auf und sagte nur:

„Das möchten Sie wohl wissen? Ich gehe jetzt. Ich habe mich für ein Uhr bei Frau G. angemeldet, bei Frau Ada.“

Abendsonne.

Von

Maria Janitschek.

Er spielte die erste Geige im Orchester des Ödenburger Theaters. Er war ein ernster Mensch mit ausdrucksvollem Gesichte und einnehmendem Wesen. Niemand würde ihm seine vierzig Jahre angesehen haben. Er hatte so lange gespart, bis er sich eine Wohnung einrichten konnte; dann holte er seine Braut, mit der er jahrelang verlobt war, und heiratete.

Die beiden stillen, in sich verschlossenen Naturen wurden sehr glücklich mit einander. Nach Jahresfrist kam ein kleines Töchterchen an. Aber mitten in ihr friedliches Glück fiel ein düsterer Schatten.

Frau Zavertal begann zu kränkeln, und wie sehr sie auch ihren leidenden Zustand zu verbergen bemüht war, eines Tages vermochte sie sich nicht mehr aufrecht zu halten. Kurze Zeit darauf starb sie.

András schien anfangs von dem Schlag ganz vernichtet zu sein. Man erinnerte ihn an die Pflichten, die er dem Kinde

gegenüber habe. Das half einigermaßen. Er raffte sich zusammen, um der Kleinen die Mutter, so gut er es konnte, zu ersetzen. Die aufopfernde Pflege, die er dem Kinde angedeihen ließ, brachte ihn über die herbsten Stunden hinweg. Schließlich begann sich sein Schmerz in Wehmut, dann in ein stilles Erinnern zu verwandeln. Das Töchterchen machte ihm Freude; mit drei Jahren war es sein Entzücken, sein Glück.

Da erkrankte es an Diphtheritis und starb. —

Von da ab wurde seine Haltung lässiger, und man sah ihn selten mehr lachen. Er geigte fort, und ging still und ohne viele Worte zu machen seine Wege weiter.

In Gesellschaften erschien er immer weniger, zuletzt gar nicht mehr. Die Zeit, die ihm die Musik übrig ließ, verbrachte er auf einsamen Spaziergängen, oder bei einer Zigarre zu Hause. Mit seinen Bekannten verkehrte er auf kühl freundlichem Fuße, wie es in seiner zurückhaltenden Art lag. Am liebsten hatte er Imre Szabo. Szabo war Zeichenlehrer an der öffentlichen Schule und lebte bei seiner Mutter. Er gehörte zu jenen Söhnen, die nie mündig werden können, weil Mama sie so lange als Kind behandelt, bis sie wirklich hilflos wie ein Kind geworden sind. Er zählte etwa ein halb Dutzend Jahre weniger als Zavertal. Seine Schüler hatten ihn gern, weil er ein guter Lehrer war; im übrigen nahmen sie sich viel Keckheiten gegen ihn heraus, die er aber mit gutmütigem Humor verzieh. Von seinen Freunden wurde er be-

lächelt, aber warm geschätzt um seines goldnen Herzens willen. András behandelte ihn wie einen frühreifen Jungen, und nörgelte und stichelte ewig an ihm herum. Sie hatten in ihrer Jugend manch tollen Streich gemeinschaftlich verübt, einander ihre Geheimnisse anvertraut, dieselben Ideale verehrt, und waren im Lauf der Zeit in rücksichtsloser knorriger Freundschaft immer mehr in einander verwurzelt.

Beim Tode der Frau seines Freundes hatte Imre bittere Thränen vergossen und tagelang keinen Bissen hinabwürgen können.

In warmherziger Weise wollte er dem Freunde praktisch sein Los erleichtern helfen, aber András hatte fast barsch die zärtlichen Versuche der Freundschaftsbethätigung abgelehnt.

„Selbst mit sich fertig werden muß man können," war seine trockne Entgegnung. Der weiche Imre hatte sich hierauf verletzt zurückgezogen.

Erst als der neue Schlag das Haupt seines Freundes traf, war er wieder zu ihm geeilt.

Da hatte Zavertal seine Hand gedrückt und mit feuchten Augen erwidert: „Ich danke dir, Kind, ich bedarf deiner nicht; geh heim zu deiner Mutter."

„Er ist nur um etliche Jahre älter als ich," klagte Imre daheim, „und thut, als wär' er mein Großvater."

„Laß ihn! Er ist eine harte, einsame Natur," tröstete Frau Szabo. —

Imre sah seiner Mutter sehr ähnlich. Er hatte dasselbe runde Gesicht mit den freundlichen,

blauen Augen und mit der etwas aufgestülpten Nase. Auch seine volle, ein wenig zu kurz geratene Gestalt glich der ihren.

Er suchte sich ohne Empfindsamkeit in András immer rauher werdende Art hinein zu leben. Trafen sie sich für einen kurzen Moment im Weinhause oder auf der Straße, so schüttelten sie einander die Hand, und Zavertal verstand den warmen, treuen Blick des Freundes und gab ihn zurück.

Eines Tages, als Imre aus der Schule zurückkehrte, fand er seine Mutter tot. Der Schlag hatte sie gerührt, eben als sie im Begriff gewesen war, den Nachmittagskaffee zu bereiten.

„Sie war erst fünfundsiebzig Jahre alt," sagte er schluchzend an ihrer Bahre.

In dieser kleinen, langweiligen Stadt, wo man so viel Überfluß an Zeit hatte, waren die Leute gewohnt, verschwenderisch mit ihr umzugehen.

Die Straßen, die Häuser, die Menschen veränderten im Laufe der Jahre kaum merkbar ihre äußere Physiognomie.

Bis zu einem gewissen Punkte waren sie neu, jung, frisch. Dann legte die Zeit eine feine graue Staubschicht über sie, und unter dieser konservierenden Hülle erhielten sie sich decennienlang unverändert.

Eines Tages, etwa drei Wochen nach Frau Szabos Begräbnis, schlenderte András über die 'Grabenrunde', den Corso der Ödenburger Gesellschaft.

Der mit spitzen Steinen gepflasterte Boden war über und über von bunten Papierschnitzeln, Speiseresten, weggeworfenen Früchten &c. bedeckt. Vor einigen Tagen war hier Wochenmarkt abgehalten worden, und -- die ungarischen Besen kehren langsam.

András stieß dann und wann einen Fluch aus, wenn ihn ein unvorhergesehenes Hindernis gar zu unsanft straucheln machte. Er befand sich auf einem seiner planlosen Spaziergänge, die er so sehr liebte.

Nachdem er eine Weile hingeirrt war, schien er sich plötzlich an etwas zu erinnern, blieb stehen und schwenkte um.

Er ging in ein Haus mit heller, sauberer Treppe und einem weiten Hof, in dem Gras wuchs. Im ersten Stock pochte er an eine Thür und trat in ein großes, freundliches Zimmer. Auf den Fensterborden blühten Reseden; die Wände waren mit nicht üblen Stichen geschmückt.

Verschiedene altmodische Möbel standen umher. Auf einem langen grünen Sofa lag Imre zusammengekauert und hielt ein Buch in der Hand.

„Wen liest du denn da?“ fragte András nach kurzem Gruße. „Eötvös ‘Karthäuser’, das fehlt ja gerade . . .“

„Was willst du, ich lese ja nicht. Ich wollte, ich könnte es; aber es geht nicht. Die Buchstaben flimmern . . .“

„Warum ist denn hier so kalt?“ brummte Zavertal fröstelnd und schloß seinen Rock über der Brust.

„Nicht wahr, unheimlich.“

„Laß doch einheizen; im Oktober muß man heizen.“

„Von wem sollte ich mir einheizen lassen?“

„Von wem? Von wem? Wer kocht dir denn? Der wird wohl auch heizen können ...“

„Ich esse in der ‘Sonne.’“

„So. Na ja, aber das Frühstück —“

„Ich frühstücke auch dort —“

„Alle Wetter, aber es muß dir doch einer Stiefel und Kleider putzen, Wasser herauftragen ..“

„Stiefel, Wasser?“ Imre schüttelte traurig den Kopf und kehrte vor András ironischen Blicken das Gesicht gegen die Wand.

Der sagte gar nichts, begann zu pfeifen und schritt auf und nieder.

Dann trat er ins Nebengemach, ein kleines freundliches Zimmerchen, in dem ein weicher Großvaterstuhl am Fenster stand. Eine dicke Staubschicht lag auf den Möbeln; das Fenster war weit geöffnet. András stieß es brummend zu.

„Und da soll's nicht kalt sein. Das steht jedenfalls offen, seit man die Frau fortgetragen hat.“

Von hier aus blickte er noch in ein Kämmerchen, Imres Schlafraum. Ein Bett, in dem Kissen und Decken durcheinander lagen, befand sich hier. Auch da herrschte eine eisige unfreundliche Atmosphäre.

„Na!“

András ging wieder zurück. Dann durchschritt er abermals die drei Stuben, musterte sie genau, und nickte mit dem Kopfe.

„Groß genug.“

Imre hatte indessen das Sofa verlassen und wühlte in seinem Zigarrenkasten, um András’ Lieblingsnummer zu finden.

Plötzlich fühlte er die Hand des Freundes auf seiner Schulter. „Du Imre, hör’.“

„Ja?“

„Du mußt heiraten.“

„Wa — was? Ich hei . . .“

„Du, ja. Eigentlich ist es noch zu früh für dich; ein Mensch von deiner Unreife; aber du mußt es, sonst verkommst du. Ich besorge dir eine Frau.“

Sprach’s und ging hinaus, den vor Verblüffung wortlosen Imre stumm zurücklassend.

Szabo hatte bisher nur ein Weib, seine Mutter, gekannt. Sie war seine Jugend, denn sie hatte in ihm immer noch ‘das Kind’ erblickt und ihn glücklich im Wahn erhalten, daß sie ihm unentbehrlich sei und daß ein Mensch, der eine Mutter besitze, niemals einer Frau bedürfe. Dabei hatte sie ihn so verhätschelt, seinen kleinen Launen so nachgegeben, daß wirklich jedes Sehnen nach Zärtlichkeit in ihm befriedigt war. Etlichemale von seinen Freunden aufgestachelt, hatte er versucht, jungen Mädchen den Hof zu machen. Aber weder sein Äußeres, noch seine soziale Stellung vermochte einem jungen Mädchen Interesse für ihn abzugewinnen. Überdies war seine große Abhängigkeit von der Mutter bekannt.

Jedes weibliche Wesen, das sich ihm nähern wollte, wußte, daß es eine Prüfung vor ihr zu

bestehen hatte, daß es eine zähe Rivalin in ihr besaß. So ließen die jungen Damen den Zeichenlehrer abfallen, und er kehrte reumütig in die Arme der innerlich triumphierenden Mutter zurück.

Eines Tages bat András zur Verwunderung seiner sämtlichen Bekannten mehrere Kollegen mit ihren Familien zu sich. Es geschah das erstemal seit Jahren, daß seine einsame Wohnung Gäste empfing. Es kamen ein halb Dutzend Töchter verschiedenster Semester mit ihren Eltern.

„Gott sei Dank," sagten die Freunde erfreut, „der Mann, obwohl er nicht mehr jung ist, verdient einen heitern Lebensabend." Sie glaubten, er wollte für sich eine Frau suchen, und jeder vergönnte ihm von Herzen ein braves Weib.

Da, ganz zuletzt, als man eben zu Tisch aufbrechen sollte, erschien Imres kleine runde Gestalt, einen dicken Trauerflor um den Arm.

András setzte ihn an die Seite einer 'Nichte'. Sie stand nicht mehr im Lenz ihres Lebens und hauste mit ihrer Tante zusammen. Die Tante war krank und verbittert und quälte Lieschen mit ihren Launen. Lieschen war eine hochgestimmte Seele, die auf Händen getragen werden wollte und Romane von Sue und Scott verschlang. Sie sah gut aus, blond, groß, mit einem an gewisse Vögel erinnernden Profile. Sie war schon seit etlichen Jahren 'neunundzwanzig' und brauchte zum Ärger der Tante täglich längere Zeit, um Toilette zu machen. Lieschen erblickte in jedem Mann einen Verbrecher oder einen Halbgott. Sie sah immer

durch die Augen des Dichters, mit dem sie sich eben beschäftigte.

An dem Tag, an dem Imre sie zu Tisch führte, hatte sie Eugen Aram gelesen. Imre, der in letzter Zeit wenig in Gesellschaften gesehen wurde, erschien ihr als ein interessanter Mann. Sie sagte ihm einige liebenswürdige Phrasen, während sie zierlich mit Zeigefinger und Daumen ihre Gabel zum Munde führte.

Er, zu dem seit seiner Mutter Tod niemand mehr so zärtlich geredet hatte, wurde ganz gerührt und blickte weich und dankbar in ihre wasserblauen Augen. Ein sanftes Rot erwachte in ihrem Gesichte. — András, der die Annäherung der beiden aufmerksam verfolgte, schürte durch ab und zu hingeworfene Worte das Interesse des Paares für einander.

Imre erzählte von seiner schrecklichen Einsamkeit, und Lieschen seufzte und gedachte der ihren.

Beide fühlten sich als Schicksalsgenossen.

Beim Dessert brachte Lieschen ihm bereits ein schüchternes Prosit, und er bewunderte die Granatbroche an ihrem Hals.

Bald darauf veranstaltete es Zavertal, daß sich die Zwei abermals und abermals in Gesellschaft trafen. Den Bekannten gingen langsam die Augen auf. Nicht sich, seinen Freund will er verheiraten! So ein Mensch! Na, jeder nach seinem Dafürhalten. Man witzelte über das lange, blonde Lieschen und den kurzen, dicken Imre.

Eines Tages saß die junge Dame in der Fliederlaube ihres Gärtchens und guckte vertieft in ein altes rot eingebundenes Buch. Da hörte sie Schritte im Kies knirschen, und ehe sie ihrem Gesichte den ‘Besuchsempfangsausdruck’ geben konnte, stand András, Imre neben sich, vor ihr. Beide hatten schwarze Röcke an, und András sagte, sich verbeugend:

„Fräulein Lieschen, ich komme, um Ihre Hand für meinen Freund Imre Szabo zu erbitten.“

Lieschens Fingern entglitt das Buch; sie glaubte in Ohnmacht zu fallen, und stotterte etliche verwirrte Phrasen.

Indessen kam die Tante herbei und machte der Verlegenheitsszene durch ihre derbe knurrige Art ein Ende.

„Mag meine Nichte gehen und zufrieden werden,“ sagte sie.

Darauf ein Händedrücken, etliche Glückwünsche, und Lieschen Sonntag war Braut.

Sechs Wochen später zog sie als Frau Szabo in Imres Wohnung....

Seine Mutter hatte keine Magd, nur eine Aufwärterin gehalten. Lieschen wagte anfangs nicht, Neuerungen einzuführen. Sie erwartete, daß Imre ihr den Kaffee ans Bett bringen würde, wie es die zärtlichen Gatten in den Büchern, die sie las, thaten.

Imre seinerseits blinzelte zu ihr hinüber, ob sie nicht endlich aufstehen und das Frühstück bereiten würde.

O, seine Mutter hatte das so nett gemacht. Während er noch halb in Träumen lag, hatte von draußen das trauliche Geräusch der Kaffeemühle hereingeklungen und angenehme Bilder von warmen, mit Butter bestrichenen Semmeln und kochend heißem Sahnenkaffee vor seine Seele gezaubert. Dann ein sanfter Klaps von einer zärtlichen Hand auf seiner Schulter:

„Eh Faulpelz, wird heute nicht aufgestanden?“

Da war er lachend in seine Kleider geschlüpft, hatte im Nu den Kopf in die Waschschüssel getaucht, und eins, zwei, drei, saß er bei Muttern am Kaffeetisch. Lieschen lag bis gegen neun Uhr zu Bett. Da er aber um neun Uhr schon in der Schule sein sollte, bat er sie sanft, früher aufzustehen. Sie mochte aber nicht aufstehen. Im Bett frühstücken zu können wie eine vornehme Dame, war es ja gerade, worauf sie sich all ihr Lebtag gefreut hatte. Auch die Schönheit sollte es konservieren.

So mußte die Aufwärterin den Kaffee kochen und hereinbringen.

Der von der Mutter bereitete Kaffee hatte anders geschmeckt. — Aber um des Friedens willen schlang Imre die dünne Brühe hinab.

Mit der Zeit ging die Aufwärterin überhaupt nicht mehr von ihnen, sondern avancierte zur ‘heimlichen Köchin.’ Manchmal, wenn Imre nachmittags nach Hause kam, hörte er schon von unten zwei keifende Weiberstimmen. Früher hatte ihn im Winter ein Paar gewärmter Pantoffel erwartet, wenn er aus der Schule kam. Das

Rauchzeug stand bereit; daneben lagen einige neue Zeitungen. Manchmal befand sich auch die große Hornbrille der Mutter dabei, die sie vergessen hatte, wenn sie schnell nach der Küche geeilt war, ihm sein Nachmittagstränklein zu bereiten. Jetzt? O du mein Gott! Der Ofen war nicht richtig geheizt, die Pantoffel standen noch vom Morgen her im kalten Schlafzimmer unter dem Bette. Die Zeitungen lagen verkehrt durcheinander geworfen irgendwo in einer Ecke. Sein Kaffee hatte stundenlang in der heißen Bratröhre gestanden und eine dicke Haut angesetzt.

Imre schalt nicht, so etwas vermochte er nicht, er kauerte nur wortlos in seiner Sofaecke und starrte vor sich hin.

Und wenn es Abend wurde, war er plötzlich verschwunden. Man sah ihn dann hinter einer Flasche Ofener trübselig in der 'Sonne' sitzen.

Unterdessen kämmte Lieschen ihr langes, blondes Haar, und versuchte verschiedene interessante Stellungen vor dem Spiegel. Sie hatte sich immer einen großen Spiegel in einem hellen Zimmer gewünscht. Nun sie ihn hatte, war sie schwer von ihm zu entfernen. Sie verbrauchte viel Zeit für ihren Putz, für ihre Romane, für allerlei Tröbeleien. Sie hatte bereits die Hoffnung aufgegeben, den erwarteten Geistesschwung bei ihrem Manne zu finden.

Er war ein trockener, lederner Egoist. Sie mußte sich auf eigene Hand das Leben so angenehm wie möglich gestalten. Dazu gehörte es, jeden Abend, während er 'hinter der Flasche

saß,' zu ihren Freundinnen zu eilen und sich beklagen zu lassen.

Am Allerseelentag legte András wie alljährlich zwei Kränzlein auf die Gräber seiner Lieben. Als er den Kirchhof verlassen wollte, sah er rückwärts vor einem der letzten Gräber eine männliche Gestalt knieen und bitter schluchzen. Er trat näher und erkannte seinen Freund Imre.

„Heul' nicht so," sagte er bewegt und legte seine Hand auf den Kopf des Knieenden. „Suche besser einen Ausweg. Mir thut's leid; ich trag' ja selbst die Schuld an allem. Die Geschichte ist die: Du erwartetest eine Mutter in ihr, sie einen Liebhaber in dir zu finden. Beide habt ihr euch betrogen. Ihr müßt auseinander. Das Wie laß meine Sorge sein."

Imre hing sich an den Arm des Freundes, und sie verließen zusammen den Kirchhof.

Während der gute Zavertal auf Mittel sann, seine 'Dummheit' wieder gut zu machen, eröffnete sich ein Ausweg. Frau Lieschens Tante starb.

Ihre Erbin ärgerte sich, daß die alte Dame nicht schon früher diesen Einfall gehabt hatte. Denn so würde Lieschen höchst wahrscheinlich nicht die Gattin des ledernen Zeichenlehrers geworden sein. War es ihr doch hauptsächlich darum zu thun gewesen, den Launen der keifenden Alten zu entfliehen. Wie schön hätte sie jetzt die Träume ihres poetischen Innern verwirklichen können, wenn sie nicht Frau Zeichenlehrerin gewesen wäre! Sie machte Imre den Vorschlag,

in das nun ihr gehörige Häuschen in der Schlippergasse zu ziehen, einen wöchentlichen Empfangsabend zu veranstalten, an dem ihre Gäste in Masken erscheinen sollten, einen Verein zur Hebung der Volksbildung zu gründen, der den Namen 'Lichtputze' erhalten sollte, u. s. w.

Sie hatte erwartet, daß Imre jetzt, da sie eine wohlhabende Hausbesitzerin war, ihr mehr Zärtlichkeit entgegenbringen würde. Aber sie erfuhr das Gegenteil. Er bewies ihr beinahe grob das Unausführbare ihrer Ideen, und daß es ihm nicht einfiele, seine liebe, alte Wohnung aufzugeben. Mit dem nie irre gehenden Scharfsinn der Frau, der sich zeigt, wenn es gilt, ihre Feinde heraus zu spüren, fühlte sie den Einfluß von András auf ihren Mann heraus.

Imre steckte sehr viel mit ihm zusammen; die meisten Abende verbrachten sie gemeinschaftlich in der 'Sonne.'

Seit einiger Zeit verletzte Imre die letzten Rücksichten gegen seine Frau, indem er in der Nacht laut und polternd nach Hause kam und sie dadurch aufweckte. Es war sogar mehreremale vorgekommen, daß er im 'Rausch' Gegenstände zerschlagen und wüste Redensarten ausgestoßen hatte. Das arme Lieschen begann ihren Gatten zu fürchten, zu verabscheuen, und schaffte sich zu ihrem Schutze ein Hündchen an, das Imre bellend empfing, wenn er heimkehrte, und dann und wann sanft ins Bein biß, wenn er es mit seinem Stiefelzieher bedrohte. Eines Nachts aber kehrte er überhaupt nicht zurück.

Am andern Morgen erschien András mit ernstem Gesicht. In einer Gosse hätten sie ihn gefunden. Er schliefe jetzt in seiner, András' Wohnung, wohin ihn dieser gebracht hätte.

Lieschen weinte über den ungeheuerlichen Bericht Zavertals; augenblicklich hatte sie selbst ihren Groll gegen ihn vergessen.

„Dieses Tier versteht mich besser als er," seufzte sie, ihr Hündchen an die Brust pressend, „es ist das einzige Glück, das mir bleibt in den Drangsalen meines Lebens."

„Aber hören Sie," sagte Zavertal finster, „eine solche, auf den Hund gekommene Ehe würde ich nicht weiterführen. Scheiden Sie sich von ihm. Sie sind wohlhabend, frei. Sie werden der Mittelpunkt eines geistigen Kreises werden, gründen Sie sich ein Elfenheim in Ihrem Hause."

„Elfenheim?" flüsterte Frau Lieschen und erblickte in großen, goldenen Buchstaben das Wort über der Eingangspforte ihres Hauses.

Sie schüttelte wehmütig den Kopf.

„Das ist alles sehr schön, was Sie da sagen, aber wie macht man eine Scheidung? Ich habe keine Übung in solchen Dingen."

„O das — hm," brummte Zavertal vor sich hin, „das würde ich Ihnen schon arrangieren. Da er mein Freund ist, und ich einigen Einfluß auf ihn besitze, würde ich ihn dahinbringen, Ihnen alles Unangenehme des Schrittes zu ersparen."

„Dann thun Sie's doch," rief sie errötend und faltete die hageren Hände.

„Nein, meine liebe Frau, so etwas bricht man nicht übers Knie. Überlegen Sie erst gründlich."

Elfenheim? dachte Lieschen, als sie allein war. Könnte man nicht noch besser ‘Seelenrast’ oder ‘Elisentraum’ als Aufschrift über die Thüre des Hauses setzen?

Elisentraum! ...

Sie wurde erst aus diesen seligen Vorstellungen geweckt, als Imre gegen Abend nach Hause kehrte, seine Stiefel wenig zeremoniell von den Füßen streifte und sich zu Bett legte.

An diesem Abend entdeckte sie zu ihrem Entsetzen eine neue Scheusäligkeit an ihm: er schnarchte. Sie steckte sich Watte in die Ohren und weinte.

Vierzehn Tage später, nachdem er neuerdings etliche Nächte außer dem Hause zugebracht, und sie gegrübelt, überlegt und noch zwei Unterredungen mit Zavertal gehabt hatte, trat sie ihm eines Morgens mit großartiger Handbewegung entgegen und rief:

„Trennen wir uns!"

Etliche Wochen später stand ein Anstreicherjüngling auf einer langen Leiter vor einem Haus in der Schlippergasse und malte ein Wort über den Eingang, das allen Leuten viel Kopfzerbrechen kostete. Es hieß Elisentraum.

Und dann zog sie ein, die träumende Elise, verflossene Frau Szabo. Ihre Scheidung war vollzogen, und sie gehörte wieder sich selbst an. Sie quartierte eine Freundin bei sich ein, und beide gründeten gemeinschaftlich die Loge der ‘Seelenfreunde,’ eine Vereinigung, an die sich

noch etliche steinalte Ödenburger erinnern können, und die an Verrücktheit und Sentimentalität nichts zu wünschen übrig gelassen haben soll.

Seit András seine 'Dummheit' wieder gutgemacht hatte, verkehrte er seltener mit dem Freunde. Es war zum erstenmal in seinem Leben gewesen, daß er in eine fremde Angelegenheit eingegriffen hatte, und dieses Erstemal war krumm ausgefallen.

Er besorgte noch eine ältere robuste Frau für Imre, die dessen Haushalt führte.

Dann bekümmerte er sich wie früher um nichts mehr als um sein Geigenspiel. Wochen, Monate vergingen, ohne daß man ihn anders als in den Proben oder auf seinem alten Stammplatz im Orchester sah.

In seiner stillen kleinen Wohnung in der Theatergasse saß er Tag um Tag allein, gab mit gleichgiltiger Stimme seiner alten Aufwärterin die nötigsten Befehle, und spann wunderliche, endlose Gedankengewebe. Oft lehnte er stundenlang am Fenster und sah auf die unten vorbeihastenden lärmenden Menschen, und schüttelte den Kopf. Lauter Jungens, pflegte er dann vor sich hinzumurmeln, die Spektakel machen. Und es ginge alles so ruhig ab, ohne Geschrei und Sprünge, wenn sie sich nur ein wenig mehr Muße gönnten.

Eines Tages erhielt er ohne viel Umstände von der neuen Theaterleitung — der alte Direktor war gestorben — die Ankündigung seines demnächst erfolgenden Abschieds.

Es wären jüngere Kräfte da, die auch berücksichtigt werden müssen; auch sei sein Strich nicht mehr sicher ꝛc. ꝛc.

„Topp,“ sagte Zavertal, „wird angenommen! Sie wollen einen andern, das ist der Grund, denn die ‘jüngern Kräfte’ und die ‘Unsicherheit’ ist Unsinn.“

Und dann trat er vor den Spiegel und betrachtete sich. Er besaß spärliches braunes Haar, ein hageres, scharfgeschnittenes Gesicht und große kühle Augen. „Kein Mensch kann mir nachsagen, daß ich alt sei. Mit achtundfünfzig Jahren hat man sich eben an den Karren des Lebens gewöhnt, da wollen sie einem weismachen, daß man schon wieder aussteigen soll. Unsinn!“

Sie veranstalteten ihm zu Ehren in der ‘Sonne’ ein Bankett und brachten ihm etliche Toaste dar, die er mit ironischer Dankbarkeit erwiderte. Dann kletterte er eines Tages die Treppe zu Imre hinauf und trat bei ihm ein.

„Na, Waisenknabe, machst du noch in falschen Räuschen?“

Imre lachte.

„Ah, das war keine leichte Arbeit damals.“

Er zog den Freund neben sich auf das Sofa.

„Ich sag’ dir, das Heucheln ist die ungesundeste Beschäftigung.“

„Die Strafe für die Feigen,“ brummte András. „Ich komme übrigens, dir Lebewohl zu sagen; ich bin pensioniert worden und ziehe mich zurück.“

„Noch zurücker?“ rief Imre aufs höchste erstaunt. „Wohin denn gar?“

„Aufs Land,“ antwortete Zavertal lakonisch.

„Nein, aufs Land, nein, aber ich bitt' dich!“ Imre konnte sich garnicht fassen. „Und darf man fragen wohin?“

„Na, wenn's dich interessiert; zwei Stunden von hier liegt ein Örtchen: Stein am Brückl. Ich glaube ein Dutzend Hütten oder so.“

„Ich kenn's ja,“ nickte Szabo.

„Na, dorthin also, so übel ist's nicht. Weingärten und Kastanienwälder breiten sich rings aus, und mitten durch das Laub blickt die Spitze des Kirchturms von Szent Michael. Du weißt —“

„Ja ich weiß; auf dem Friedhof der Kirche ruhen deine Lieben.“

„Na, und —“

„Bei wem siedelst du dich denn dort an?“

„Bei niemandem; ich habe ein Häuschen gekauft.“

„Was?“

„Na keinen Palast; eine Hütte oder wie du's nennen magst, gerade groß genug für mich. Ein schöner Garten ist dabei.“

„Der Tausend, der Tausend,“ nickte Imre. „Schau, schau, schau! so etwas hätte ich dir nicht zugetraut.“

„Kannst ja mal hinkommen,“ meinte András, „es gehört ein guter Keller dazu, wo das Getränk kühl bleibt.“

Dann entfernte er sich, und Imres sinnende Blicke folgten ihm.

* * *

Vor Stein am Brückl schien die Ewigkeit zu stehen und mit wehrenden Händen die Zeit abzuhalten.

Damals war noch nicht die Zuckerfabrik von Flandorfer erbaut.

Eine tiefe, durch nichts unterbrochne Ruhe lag über den Weingärten und Wäldern; auf den Wiesen sprangen Füllen herum und neckten die grasenden Kühe. Hirten hausten in den Hütten, besorgten das Vieh und ließen aus langen trompetenartigen Blechinstrumenten schwermütige Weisen über die Halden hintönen. Keines Fremden Fuß betrat diesen Fleck.

Die letzte Hütte mit einem Dach, das fast die Erde berührte, bezog der Geiger. Rückwärts breitete sich ein schöner schattiger Garten aus. András hatte sich das Stübchen gewählt, das nach diesem zu lag. Vorne befanden sich noch zwei Zimmerchen. Eine weite, schwarze Küche vervollständigte die Räumlichkeiten des Häuschens. Zavertal nahm keine Dienerin, sondern bediente sich selbst. Abends, wenn die Sonne die Wipfel der Kastanienwälder erglühen ließ, und eine goldne Aufregung durch die Lüfte zog, setzte er sich mit seiner Geige in den Garten und spielte alte halbvergessene Opernmelodien und Gebete, die still in seiner Seele lagen.

Dann ereignete es sich wohl, daß plötzlich etliche verwildert aussehende Köpfe mit glänzenden Augen über seinen Gartenzaun spähten und lauschten . . .

Bei Tage strich András viel in der Gegend

umher, oder stand kochend an seinem Herd, oder er führte mit ziemlichem Geschick die Nadel und besserte seine Kleider aus. Manchmal lag er stundenlang auf dem Rücken im hohen Gras und hörte seltsame Melodien um sich, ein breites metallenes Tönen, das aus der Erde zu dringen schien, und ein flüsterndes, erklärendes Säuseln und Wehen, das von oben kam. Und es war, als ob die beiden sich wunderliche Dinge zu erzählen hätten . . .

Die Winter waren linde und kurz. Es regnete tüchtig, und die Hirten gingen, bis zur Nase in ihre Schafpelze gehüllt, in die winzige Csárda, das 'Wirtshaus', in dem Wein, Speck und Brot zu haben war.

András richtete Vögel ab, schnitzte Stöcke zum Stützen der Reben, spielte auf seiner Geige und setzte trotz Schnee und Regen seine Spaziergänge auch in der ungünstigen Jahreszeit fort.

In seiner Stube hatte er sich's bequem eingerichtet. Auf dem festgestampften Lehmboden, der im Sommer angenehm kühl war, lagen im Winter Felle und Schafpelze ausgebreitet. Die weißgetünchten Wände bedeckten die alten mehr- oder minderwertigen Bilder, die er sich aus der Stadt mitgebracht hatte. Ein riesiger brauner Schrank, ein Familienerbstück, nahm die eine Wand ein; an der andern standen sein eisernes Bett, etliche Rohrstühle, ein Tisch mit Musikalien bedeckt, ein Schränkchen, in dem sich seine Geige und einige herzstärkende Schnäpse befanden. Vor dem winzigen Fenster rankte sich ein Aprikosenspalter

empor. Im Sommer wimmelte es von Käfern, Schmetterlingen und Bienen in diesem dichten Blättergewirr. Auch eine Seidenraupenzucht hatte er sich angelegt, da in der Gegend viel Maulbeerbäume gediehen. András empfand nicht eine Sekunde lang in dieser ewig belebten, singenden, surrenden, wispernden Natur das Gefühl des Verlassenseins.

Eines Tages passierte etwas Unvorbereitetes. Auf einem Leiterwagen, der mit Fässern aus der Stadt kam und noch weiter ins Land zog, saß ein kleiner dicker Mann, der vor Zavertals Hütte herabsprang, sich seinen Anzug etwas in Ordnung brachte und in das Häuschen trat. András machte sich eben sein Mittagsmahl zurecht.

„Alle armen Seelen," rief er, mit der Hand die Augen beschattend, „ist's eine Hallucination, oder bist du's selbst!"

„Ich glaub', ich bin's selbst."

Imre trat an den Herd. „Der Winzer hat mir deine Adresse mitgeteilt, und da bin ich."

„Waisenknabe, das ist hübsch von dir."

András schob den Topf etwas beiseite und streute Asche über die Flammen. Dann zog er den Freund in sein Stübchen. Sie ließen sich nieder und blickten einander prüfend an.

„Es sind nur etliche Tage —"

„Jahre," verbesserte Szabo.

„— seit wir uns nicht gesehen haben. Weshalb hast du dir dieses Renommierhaar angeschafft?"

Imres Haupthaar war in der letzten Zeit ganz weiß geworden . . .

„Mein Gott, man wird alt,“ entgegnete er ein wenig verlegen.

„Unsinn, du willst von diesen Dingen reden!“

„Ja du freilich,“ — Szabos Augen überflogen die Gestalt des Freundes. Er war förmlich schön geworden in seiner Einsamkeit und glich dem bronzenen Petrus in St. Peter in Rom. Braun und hager, und befreit von den Nadelstichen des Lebens sah er aus, gerade wie in die Ewigkeit hineinwachsend.

„Dir hat's hier draußen sehr gut gethan,“ meinte Imre. „Man sollte nicht glauben, daß es dir langweilig sei.“

„Das ist's mir auch nicht, nicht im geringsten,“ protestierte András.

„Aber mir,“ sagte Imre leise, und um seine Mundwinkel zuckte es schmerzlich.

„Sie haben mich pensioniert, nun weiß ich nicht, was ich den Tag über anfangen soll.“

„Und Lieschen Sonntag?“

„Man sagt, seit sie in der Schlippergasse wohne, seien alle Ratten und Mäuse von dort ausgewandert.“

„Und die Winklern, deine Wirtschafterin?“

„O Gott die!“ Imre machte eine abwehrende Handbewegung. „Offen gestanden fürchte ich das große starke Weib. Wer wird es ahnden, wenn man mich eines Tages erdrosselt im Bett findet?“

„Na, na, Waisenknabe. Du mußt dir eine Kindswärterin suchen, die dich nicht aus dem Arm läßt.“

„Ja, du, du hast gut lachen, wirst immer jünger ...“

„Immer jünger? Hm. Keiner braucht zu altern.“

„Oho, das ist etwas neues. Das Rezept möcht' ich kennen. Verkauf's, es wird viele Abnehmer finden.“

„Glaubst du? Stehen weiter keine Zauberformeln darauf. Nur natürliche Dinge.“

„Was denn?“

„Eine Portion Einsamkeit mit etwas Nachdenken gewürzt —“

„Und?“

„Verstehst du das, Waisenknabe?“

„Wie sollt' ich nicht? Sonst nichts?“

„Na, als Stärkung für die Rekonvaleszenten etwa noch: in die Natur hinausgehen.“

„Wer kann das so leicht?“ Imre schüttelte den weißen Kopf.

„Ich red' ja auch nur von solchen, denen es ernsthaft ums Jungbleiben zu thun ist,“ versetzte Zavertal.

„Das sind — Ansichtssachen.“ — —

„Ansichtssachen? Unsinn. Es giebt positive Wahrheiten, die sind und bleiben. Keinerlei Deutung und Mäkelei verändert sie. Warte noch etliche Decennien, dann sollst du etwas erleben.“

„Was denn?“

„Das Fieber wird sich steigern —“

„Und dann?“

„Dann, wenn sie in die Lüfte fliegen und sich ohne leibliche Nähe werden sehen und hören

können, wenn sie durch chemisch zubereitete Kügelchen ihren Hunger in jedem Augenblick ohne Herd und Speise zu stillen vermögen, wenn die Maschinen außer dem mechanischen Teil ihrer Arbeit auch das Denken für sie übernommen haben werden —"

„Was?"

„Dann wird eine große, große Pause eintreten. Ein heißes, sehnsüchtiges Weinen wird durch die Menschen gehen; wie reuige Kinder, die ihre Mutter verlassen haben, werden sie wieder zur Natur zurückkehren. Sie werden versuchen, Blumen zu ziehen und die Scholle zu bebauen; sie werden wieder mit eigenen Stimmen zu singen anfangen; sie werden Wälder anpflanzen und Herde bauen, und einen langen Atem bekommen."

„Aber alt werden, Zavertal, dagegen giebt's doch kein Mittel."

„Ei freilich giebt's ein Mittel," — Zavertals Augen leuchteten — „und ein sicheres dazu. Laß nur erst die Hast aufhören, dann hört auch das frühe Altern auf. —"

„Da hast du recht."

„Wenn die Menschheit durch Erfahrung an ihrem Leibe zur Einfachheit zurückgekehrt sein wird, darf sie sich einen anderen Kalender erfinden. Und der bloße Versuch, sich noch nicht auf den Müllhaufen alter, ausgedienter Werkzeuge und weggeworfener Asche zwingen zu lassen, wird den Einzelnen um Decennien länger kräftig erhalten, bis sein Ende da ist und er zusammenbricht. Sterben müssen wir, aber hinfällig und abstoßend brauchen wir nicht zu werden. Das liegt in

unserer Feigheit allein, die dem ewig jungen Geist eine häßliche Maske aufzwingen will, damit er ihrem Rechenexempel nicht widerspricht."

Imre sah Zavertal mit offenem Munde an. So viel auf einmal hatte er ihn noch nie reden hören.

Es mußte wirklich etwas ganz besonderes in dieser Stille der Wälder liegen.

„Du hör'," sagte er nach einer Pause, während Zavertal eine Flasche und zwei Gläser aus dem Schrank herbeibrachte, „würdest ... könntest ... hättest du nicht etwa ein Stübchen für mich übrig? Ich möchte zu dir kommen. Ich möchte noch nicht ganz zu vegetieren beginnen, Freuden erwarte ich ja keine, aber — wenn man das Letzte wirklich noch hinausschieben könnte ..."

András hatte die Gläser mit goldenem Naß gefüllt und hielt Imre das seine hin.

„Halb und halb ahnte mir, Waisenknabe, daß du mir dieses einst vorstottern würdest. Meinetwegen komm, aber komm ohne zu viel Möbel, die Stübchen sind klein ..."

Sie tranken einander zu, plauderten noch eine Weile; dann entfernte sich Imre. Er wollte versuchen, unterwegs eine Fahrgelegenheit zu bekommen, um noch beizeiten in der Stadt zu sein. Morgen gleich wollte er ans Einpacken gehen.

Wenn er damit das schreckliche Weib, die Winklern, loswurde! Er lief förmlich mit seinen kleinen, dicken Beinchen, im Gesichte vor Zufriedenheit strahlend.

Zavertal empfand einerseits etwas wie Leid, daß seine schöne, einsame Ruhe jetzt unterbrochen wurde, andrerseits freute er sich, der treuen Seele etwas Liebes erweisen zu können. Er würde den Freund schon erziehen, daß er nicht zu viel Lärm mache, dachte er bei sich. Er hatte noch zwei Stübchen im 'Hause'; eins wollte er Imre überlassen, das andere diente ihm als Speise- und Aufbewahrungskammer.

Eines Tages erschien abermals ein Leiterwagen. Diesmal nicht mit Fässern, sondern mit wunderlichen alten Möbelstücken bepackt.

Hoch oben auf dem grünen Sofa saß Imre und lachte schon von weitem mit seinem dicken von mancherlei Runzeln durchzogenen Kindergesicht.

„Hast's richtig nicht lassen können, die Heuschrecke mitzubringen," knurrte András, „na, sieh nur zu, wie du das hineinbringst."

Sie begannen mit Hilfe des Kutschers die Möbel hineinzuräumen. Einige, die keinen Platz mehr fanden, wurden einstweilen in die Vorratskammer gesteckt. Das Sofa ging glücklicher Weise, da es sich weniger durch Breite als durch Länge auszeichnete, durch die kleine Thür.

Als alle Einrichtungsstücke aufgestellt waren, fühlte sich Imre sehr zufrieden.

„Hier ist's ordentlich elegant gegen dein Versteck da hinten."

„Ja wohl, da hinten," gröhlte András, „du natürlich wärest an meiner Stelle gleich nach vorn gezogen, weil du den Trubel und Straßenlärm liebst."

Der 'Straßenlärm' bestand darin, daß dann und wann eine Gans oder Ente schnatternd vorüberzog.

„Glaube nur nicht, daß ich dich bediene," nahm András das Wort, „du mußt in der Wirtschaft eben so arbeiten wie ich."

Imre machte in den ersten Tagen manchmal ein ängstliches Gesicht, wenn András ihm kommandierte. Später fügte er sich leicht in die 'häuslichen Arbeiten', die auf sein Teil fielen. Er schälte Kartoffeln, fegte die Stuben und putzte das Geschirr blank.

Nur eins vermochte er beim besten Willen nicht: seine Kleider zu flicken.

Die Nadel zerbrach ihm zwischen den Fingern, und seine Augen begannen zu thränen, wenn er einfädeln wollte. Aber Zavertal war in dieser Beziehung unerbittlich.

„Versuch's nur," sagte er, „beim zwölftenmal wird's dir gelingen; ich mache es ja auch."

Doch dagegen empörte sich Imre, so wenig Talent zum Revolutionär er auch besaß. Er spähte unter der Nachbarschaft umher, ob er nicht ein weibliches Wesen entdeckte, das willfährig wäre, ihn von der Last des Flickens zu befreien. Eines Tages — Zavertal wollte seinen Ohren nicht trauen, — hörte er Stimmen im Garten. Am Zaun stand Imre und plauderte mit einem bildschönen Mädel, dem der typische lange Zopf der Magyarinnen über den Rücken hing. András hatte einen Augenblick die Empfindung, als müßte er sich vom nächsten Strauch ein paar Gerten

abschneiden, um den Waisenknaben für seine Frechheit zu züchtigen. Er begnügte sich indessen mit einem lauten Räuspern. Das Mädel verschwand, und Imre wandte sein gerötetes Gesicht erschrocken dem Freund zu.

„Ich habe ihr bloß guten Morgen gesagt, sie ist deine Nachbarin.“

„So? Hm, ich wohne seit Jahren hier und habe das nicht gewußt.“

„Wie merkwürdig,“ bemühte sich Imre in leichtem Ton zu sagen, „sie ist die Älteste von sechsen; die mußt du doch oft rumoren gehört haben.“

„Kinderlärm hörte ich freilich,“ antwortete András mit finsterer Miene, „aber um die einzelnen Rangen kümmerte ich mich nicht. Ich möchte sie auch nicht an den Hals kriegen, Imre.“

Seine Augen blitzten drohend. Der ‘Waisenknabe’ senkte den Kopf und ging schnell ins Haus.

Etliche Tage später sah ihn Zavertal am Feld wieder mit dem Mädel schwatzen. Er schnitt sein süßestes Gesicht. Er hatte sie eben gefragt, ob sie auch nähen könnte. Sie machte eine geringschätzige Bewegung und lief ihm davon. In der Folge hielt er sie öfter an, ohne den Mut zu finden, ihr seine Bitte gerade heraus vorzubringen.

Eines Nachmittags, als er wieder über den Zaun in Zavertals Garten mit ihr anbandelte und ihr Schmeicheleien sagte, um endlich seiner armen Hose zu einer neuen Tasche zu verhelfen, sah sie ihn schnippisch von oben bis unten an und sagte:

„Ich schick' euch die — Großmutter; wartet ein bißchen."

Und lachend über ihre Bosheit flog sie davon.

Die Großmutter! Imre verstand und lachte in sich hinein. Die Großmutter war ihm ja viel lieber; die that sicher alles gründlicher als die Enkelin.

Eines Tages, als er wieder im Garten auf der Lauer lag, entdeckte er sie.

Sie erschien mit einem Bündel nasser Wäsche, um sie zum Trocknen zu hängen.

Er fing sofort ein Gespräch mit ihr an.

Sie hatte ein schwarzbraunes Gesicht, lodernde Augen, und keinen Zahn mehr im Munde. Aber daran schien sie seit etlichen Lüstren gewöhnt zu sein, denn sie redete ganz vernehmlich.

„Waschen kann ich auch, aber nähen nicht," meinte Imre im Laufe des Gesprächs, „und man hat doch oft etwas Zerrissenes, das der Flickkunst bedürfte."

„Wenn die Kinder fort sind, will ich ab und zu bei Euch nachsehen und Euch ein wenig an die Hand gehen."

„Die Kinder fort?" sagte Imre, seinen inneren Jubel anstandshalber unterdrückend, „alle sechse, wohin denn?"

„Ihr Vater ist ja vor einem Monat gestorben, meine Tochter, ihre Mutter, schon vor etwa zwei Jahren. Der Onkel, der in kinderloser Ehe lebt und ein großes Haus in Neusiedl hat, will nun das ganze Nest zu sich nehmen."

„Und Ihr?“

„Ah was, ich bin alt genug, um einmal ein biss'l die Hände in den Schoß zu legen; wenn man mich übrigens braucht, wird man schon den Weg hierher finden.“

„So, so,“ machte Imre nachdenklich, „das alles wußte ich ja nicht. Ich selbst bin erst seit vierzehn Tagen hier.“

„Weiß wohl,“ nickte die Großmutter, „hab' Euch einziehen sehen. Der andere kümmert sich ja um keinen Christenmenschen. Ich glaub', wenn man ihm das Haus über dem Kopf anzündete, merkte er es nicht. Aber spielen kann er, spielen — jung wird man dabei.“

Eines Tages hörte Zavertal eine Weiberstimme aus Imres Zimmer. Er riß die Thür auf und sah die Großmutter tief über ein braunes Kleidungsstück mit zwei Röhren geneigt.

„Unsere Nachbarin,“ sagte Imre unsicher, „die so gut sein will —“

„Schau nicht so giftig auf mich, du —“

Die Frau stemmte die braunen Hände in die Seite und blitzte Zavertal aus ihren dunklen Augen herausfordernd an — „bis du erst so alt bist wie ich —“

„Oho,“ rief András beleidigt, „wie alt, — hm, eigentlich ist es nicht der Mühe wert, hm ...“ Er wollte hinausgehen. Imre, der in der Nähe der resoluten Frau Mut gewann, hielt ihn zurück.

„Wie alt haltet Ihr ihn?“

Sie blinzelte ihn prüfend von der Seite an.

„Na fünfzig, fünfzig, mehr nicht.“

„Bah,“ Zavertal schnalzte verächtlich mit den Fingern, „als Kind verstand ich noch nicht das Kochen ...“

„Na, na, na, ich irr’ mich doch nie in so was; kein weißes Haar auf dem Kopf ...“

„Zwanzig mehr,“ schrie Szabo lustig, „und ich, ich?“

„Er ist noch nicht ganz ausgebrütet; im nächsten Leben wird seine Mutter es nachholen.“

„Fünfzehn mehr als fünfzig,“ protzte Imre.

„Dann wär ich ja das Nesthäkchen,“ grinste die Alte, „eben sechzig geworden.“

Sie machte einen Knicks, ergriff Imres Hose und eilte hinaus.

Wenn András jetzt geigte, kam sie nicht selten herein und setzte sich in eine Ecke. Einmal begann sie sogar zu walzen, während Zavertal aufspielte.

„Das Ausruhen thut mir so viel wohl,“ entschuldigte sie sich. „Wißt, ich hab’ so arbeiten müssen mein Lebtag, daß ich nur Haut und Knochen und Sehnen hab’. Jetzt komme ich mir vor, wie ein Mädel am Feiertag Vorabend.“

Zavertal, der in der ersten Zeit oft Gesichter geschnitten hatte über die plötzliche Gesellschaft und den ‘Trubel’ in seinem Haus, fing an heimlich froh zu werden. Die beiden ‘Kinder’ unterhielten sich und ließen ihn indessen seine einsamen Wege gehen, auf denen soviel wundersame Gedanken in ihm erwachten. Er hatte früher eine gewisse Verantwortlichkeit für Imre gefühlt und

war manchmal schneller als er mochte von einem Spaziergang zurückgekehrt, um den 'Jungen' nicht so verlassen zu wissen. Nun konnte er sich wieder nach Herzenslust gehen lassen. Und wenn er dann heimkehrte, schlug ihm schon von weitem der gastliche Rauch seines Häuschens entgegen und das Essen war halb gar. Die Großmutter hatte sich nach und nach auch seiner des Flickens bedürftigen Toilette angenommen, und obwohl er grimmig dreinblickte, ärgerte er sich nicht im geringsten darüber.

Eines Tages saßen die Drei vor der Hütte. Ein Wagen mit Ausflüglern fuhr vorüber.

„Entsetzlich, die drei Alten da vor dem Häuschen," rief jemand aus dem Wagen.

„Ach, diese Menschen sind so abgestumpft, daß sie nichts mehr fühlen," versetzte ein junges Herrchen mit kahlem Schädel.

András sah dem auf der Straße hinrollenden Gefährt mit lachenden Augen nach. Er hatte die Worte vernommen . . .

Etliche Tage später machte die Nachbarin eine Dummheit. Sie zerbrach Zavertals besten Kochtopf, in dem sie ihm Wasser herbeigebracht hatte.

Imre polterte, um András Zorn von ihr ab- und auf sich zu lenken.

„Laß sie doch," sagte Zavertal beinahe gütig, „sie ist ja von uns dreien die jüngste."

Imre sah ihn heimlich an. Wie war er trotz seiner Härte so weich!

Er faßte schüchtern die Hand des Freundes.

„Kleiner Junge,“ sagte András.

Imre wollte etwas entgegnen, schwieg aber. Auch ihm war zu Mut, wie ‘am Feiertag Vorabend’. Als ob alle Bitterkeit, aller Haß und Kampf des Lebens weit, weit hinter ihm läge, und die Zukunft wie ein stiller Friedensengel lächelnd und heiter ihm entgegenkäme ...

Der nächste Morgen.

Von

Ludwig Fulda.

Wer von euch hat noch nicht daran gedacht — an diesen seltsamen, geheimnisvollen Morgen, an den nächsten Morgen nach dem letzten Tage unseres Lebens! Ich wenigstens denke oft daran, mit einer unwiderstehlichen vorzeitigen Neugier, wie ein Kind an die Thür eines ewig verschlossenen Gemaches denkt, zu welchem nur der Vater den Schlüssel hat. Nichts ist so gewiß, als daß dieser Morgen anbrechen wird; all meine Pläne und Ziele, all meine Hoffnungen und Befürchtungen mögen sich als trügerisch erweisen: in dieser einen Voraussicht habe ich keine Enttäuschung zu gewärtigen. Deshalb interessiert er mich so überaus — der Morgen, an welchem ich aufgehört haben werde, für irgend etwas Interesse zu empfinden.

Ich weiß, daß dieses Interesse auf einer ziemlich thörichten Illusion beruht; ich halte es für wahrscheinlich, daß jener Morgen mich vollständig gleichgiltig lassen würde, wenn ich ihn miterlebte. Ein Morgen wie andere mehr. Die Sonne wird aufgehen mit der unübertroffenen

Pünktlichkeit, welche die Höflichkeit der Natur ist. Drunten auf der Straße werden die Gassenbuben sich lärmend zu dem gleichen Spiele anschicken, das sie gestern und vorgestern spielten. Die Pferdebahnen werden vorüberklingeln, die Lastwagen eilig und geräuschvoll daherrollen; die Menschen werden nach allen Richtungen schlendern oder hasten, je nach der Dringlichkeit ihrer Tagesaufgabe, und vor dem Hausthor gegenüber wird der Fleischerbursche mit der Köchin schäkern. Das tausendmal erblickte Bild wird unverändert sich wiederherstellen — gerade als ob nichts geschehen wäre. Und es ist auch nichts geschehen, wenigstens nichts anderes, als was alle Tage geschieht: ein Tropfen ist versiegt, in dem uferlosen Ocean der Lebendigkeit, dem fortwährend mächtige Ströme zufließen aus unversiegbaren Quellen; ein Einzelleben hat aufgehört, wie Milliarden vor ihm und Milliarden nach ihm; nur ist es zufällig diesmal das meinige.

Diese verwünschten Gassenbuben! Sie ahnen gar nicht, wie gut sie es haben. Ihre Kleider sind zerfetzt; ihr Gesicht ist ungewaschen, ihr Kopf ungekämmt; sie müssen barfuß durch die Welt traben, weil ihre Eltern nicht die Mittel besitzen, ihnen Schuhe zu kaufen; aber sie sind so unverschämt lebendig! Sie haben noch nicht einmal den Gedanken der Vergänglichkeit erfaßt; sie würden darauf schwören, daß sie morgen und übermorgen hier genau so spielen werden wie gestern und vorgestern und dann weiter, immer weiter — ohne Ende. Ja, ihr protzigen Fürsten

des Lebens — ich war auch einmal so reich wie ihr und bin nun doch unter die Proletarier des Todes geraten, unter die unzählige Armee der Gewesenen. Das ist ein jämmerliches Bettelvolk, sage ich euch. Denkt euch nur einen stets wohlgekleideten Herrn, der jetzt für sein Leben gern mit euch zerlumpt, zerzaust und barfuß herumtollen möchte, und der es nicht darf, in alle Ewigkeit nicht dürfen wird, weil er tot ist. Nicht wahr, da lacht ihr über den Pechvogel, ihr schadenfrohen Rangen, und dünkt euch ganz unbeschreiblich erhaben?

Ihr seid es auch! Und nicht nur ihr allein. Die ganze atmende Alltäglichkeit ist verwandelt, verzaubert, verklärt. Wo hatte ich denn nur meine Augen, so lang ich lebte! Die Wunder, die mich von früh bis spät umringten, warum nahm ich sie so gelassen hin? Das Bild, das sich mir unablässig darbot — warum entdeckte ich nicht rechtzeitig seine unerschöpfliche Anziehungskraft? Bei meiner armen Seele, ich habe das Beste versäumt. Denn so gewöhnlich und regelmäßig dieser Morgen auch sein mag — in meiner Phantasie ist er herrlicher als alle andern.

Ja, ich habe das Beste versäumt. Betrachte ich von diesem Punkte aus mein Leben, dann geht es mir wie Leuten, welche soeben zu einer großen Reise aufgebrochen sind und das unbehagliche Gefühl nicht los werden, daß sie etwas ganz besonders wichtiges vergessen haben. Und sie dachten doch so lange und geflissentlich darüber nach, was alles sie mitnehmen wollten; sie standen

doch so beschaulich vor Kisten und Kasten, bevor sie den Koffer schlossen. Ich freilich brauche mir nicht wie sie den Vorwurf der Vergeßlichkeit zu machen. Ich habe zwar manche Stunde vertrödelt, in der ich das Gepäck meines Geistes hätte bereichern können; ich bin an mancher winkenden Erscheinung achtlos vorübergehuscht, die bereit gewesen wäre, mir einen Zipfel vom Schleier des Weltgeheimnisses aufzuheben; aber gerade das, was ich am liebsten noch mitgenommen hätte, das war all meiner Mühe verriegelt und unzugänglich: eben jener erste Morgen, den ich nicht mehr erlebe.

Und wer weiß? Es wird vielleicht gerade an diesem Morgen die Antwort auf eine Frage gefunden, um deren willen ich mir mein ganzes Leben hindurch umsonst den Kopf zerbrach; es wird vielleicht zu einem Ziele vorgedrungen, das zu erreichen oder wenigstens vorauszuschauen der höchste Wunsch und Zweck meines Erdenwallens gewesen ist. Vielleicht wird ein Riesentunnel durchgeschlagen, für dessen Gelingen ich Jahrzehnte angestrengter Thätigkeit eingesetzt, dessen Plan ich entworfen, dessen Bau ich geleitet, zitternd, ob ich nicht die Richtung verfehlt. Vielleicht auch stürzt die eiserne Mauer eines Vorurteils, die ich unermüdlich berannt und belagert habe, während in meinem Rücken kühle Spötter ihr überlegenes Unmöglich zischelten. Welch ein Triumph! — Aber ich werde nichts davon erfahren. Alle Übrigen werden die große Neuigkeit gemächlich in der Morgenausgabe lesen; nur mir

allein wird diese Nummer nicht zugehen, obgleich ich auf das Blatt abonniert war. Meine Freunde werden sagen: „Schade; das hätte er noch erleben sollen!“ Aber sie können mir die bedeutsame Nachricht nicht nachsenden, wie sie es sonst wohl thaten, wenn ich in einer entlegenen Sommerfrische weilte. Jede Postverbindung ist abgeschnitten, und selbst ein dreifach dringendes Telegramm könnte mich nicht mehr einholen. „Unbestellbar“ lautet der technische Ausdruck dafür. Meine Freunde werden sich damit begnügen müssen, untereinander die müßige Frage aufzuwerfen: „Was würde er wohl dazu gesagt haben?“ Und es ist wirklich zu dumm, daß ich so triftig verhindert bin, auch nur ein Viertelstündchen lang mit ihnen darüber zu plaudern!

Man erzählt dem gläubigen Volke, daß an jenem nächsten Morgen etwas neues beginnt — ein sogenanntes besseres Jenseits. Ich muß bekennen, daß mich diese Aussicht zunächst wenig befriedigt. Es ist ungefähr so, als wollte man mir einen fesselnden Roman aus der Hand reißen, gerade in dem Augenblick, wo ich beim spannendsten Kapitel angelangt bin, und mir zum Ersatz einen anderen versprechen, der noch viel, viel schöner sei. Ich zweifle, ob ich für diesen sofort die nötige Teilnahme fände; dazu müßte ich wenigstens den andern erst ausgelesen haben. Ich weiß ja, daß der große Diesseits- und Menschheitsroman mittlerweile unablässig sich weiter spinnt, daß an dem fatalen Morgen wie an jedem vorausgegangenen „Fortsetzung folgt.“

Verhältnismäßig spät wurde meine Teilnahme für diesen Roman geweckt, nämlich in einem Zeitpunkt, wo er schon seit etlichen tausend Jahren im Erscheinen begriffen war. Ich mußte erst geboren werden, mußte lesen und verstehen lernen; dann aber wurden mir sofort die bereits vorliegenden Bände nachgeliefert, und gestrenge Schulmeister nötigten mich zu ihrer Lektüre, ohne abzuwarten, bis ich von selbst danach verlangen würde. Man führte mich ein in den großen Zusammenhang des Geschehenen und Gewordenen; denn der weitans überwiegende Teil aller menschlichen Bildung ist Geschichte. Auf vergangene Thatsachen gründet sich der Glaube; auf die ererbte Weisheit unzähliger Generationen stützt sich die Wissenschaft; aus den vollbrachten Leistungen vieler Jahrhunderte offenbart sich die Kunst. Wie lächerlich wenig addiert der Tag, den wir leben, zu dieser ungeheuren Summe des Überlieferten! Arm und bloß würden wir dastehen, wenn das Gewesene nicht fortwährend hineinspielte in das Gegenwärtige und ihm Deutung und Inhalt verliehe. Auf die Stufe tierischen Daseins würden wir hinabgedrückt in dem Augenblick, wo die Vergangenheit sich uns verschlösse. Aber zum Glück liegt das merkwürdige Buch der Bücher aufgeschlagen vor den staunenden Blicken jedes neuen Erdengastes, und je weiter er liest, je inniger er von der wogenden Handlung erschüttert wird, desto mehr verwebt und verschlingt sich sein Dasein mit dem Dasein des Geschlechtes, dem er entstammt. Der beste Wert seines Geschickes quillt

ihm aus dem Geschicke dieser Gesamtheit; als höchster Sieg seines Schaffens schwebt ihm die Hoffnung vor, daß es in die gemeinsame Schöpfung der Menschheit bereichernd einmünde. Dieser Bereicherung gilt all seine rüstige Strebsamkeit, und aus der liebevollen Vertiefung in das Bild des Gewordenen wächst immer brennender die Wißbegier nach dem Werdenden hervor. Ja, gleich unmöglich wie ein menschenwürdiges Leben, das nicht anknüpft an die Vergangenheit, wäre ein solches, das nicht voraushorchen möchte in die Zukunft. In die Mitte des Weges sind wir hineingestellt; unermessene Weiten trennen uns von seinem Beginn und von seinem Ende. Die kurze Strecke, die wir selbst durchwandern, würde die Mühe nicht lohnen, wenn nicht die Aussicht wäre in die Thäler der Vorzeit, und an dieser uns zu erlaben würden wir nicht verdienen, wenn unsere Pulse nicht erwartungsvoll entgegenschlügen dem unbekannten Gipfel.

Aber dorthin ist die Aussicht versperrt. Nicht genug damit, daß wir diesen Gipfel niemals betreten werden, wir sollen nicht einmal Kunde erhalten von denen, welche dermaleinst droben stehen. Von dem Panorama, das ihnen sich darbietet, wird keine Beschreibung und keine Momentphotographie zu uns dringen; nicht einmal darüber werden wir aufgeklärt werden, ob der Weg, den wir zeitlebens emporstiegen, etwa nur ein Holzweg gewesen ist, und ob die Spitze, die wir als die höchste verehrten, etwa noch von anderen höheren überragt wird.

Und da soll ich es nicht als bittere Zurücksetzung empfinden, daß ich von jenem Morgen an nicht mehr fähig bin, mich für den Fortgang dieser außerordentlichen Geschichte zu interessieren! Nein, ich habe das inhaltreiche Buch mit zu leidenschaftlichem Anteil durchgelesen, als daß ich mir nicht ein Recht anmaßen dürfte, gegen die Unterschlagung der folgenden Kapitel feierlichen Protest zu erheben.

Eine Seligkeit, die mich für diesen unseligen Abbruch entschädigen könnte, vermag ich mir nicht vorzustellen. Sogar in Abrahams Schoße sitzend würde ich bald nach Neuigkeiten lüstern werden, und die schönste himmlische Sphärenmusik würde ich ohne Besinnen dahingeben für ein verworrenes Geräusch, das von der Walstatt meiner leidenden und kämpfenden Brüder herauftönt. Oder soll ich im seligen Stande auch das Gedächtnis an meine menschliche Existenz einbüßen? Soll ich als ein echter und rechter Parvenu gänzlich der Gefährten vergessen, mit denen ich mich geraume Zeit gemeinsam geplagt habe, und die sich noch weiter plagen müssen? Mit einer derartigen erzwungenen Charakterlosigkeit könnte meine Laufbahn als Engel beginnen? Dann freilich hätten die Lebendigen recht, die von jenem nächsten Morgen ab sich so wenig um mich kümmern werden, als wäre niemals mein Platz in ihrer Mitte und an ihrer Seite gewesen; sie würden mir nur Gleiches mit Gleichem vergelten.

„So schlimm wird es nicht kommen," versichern

mir die ehrwürdigen Pfründner, welche durch den gewerbsmäßigen Preis des besseren Jenseits sich ein angenehmes Diesseits zu verdienen wissen. Falls ich ihnen nur aufs Wort glaub' mein Leben lang und nebenbei auch noch Treu' und Redlichkeit übe, dann wird es mir zwar da droben unmenschlich gut gehen; aber den Zusammenhang mit dem irdischen Jammerthal brauche ich deshalb nicht aufzugeben. Obwohl ich für meine Person ausgesorgt habe, darf ich doch die Sorgen der annoch im Fleische Wandelnden Revue passieren lassen. Sie vertrösten mich mit der zuversichtlichen und verführerischen Behauptung, ich könne aus der Seligkeit behaglich herniederschauen, wie ein satter Hausbesitzer, der auf sein gutgepolstertes Fensterkissen gestützt und seine Pfeife schmauchend das Treiben der Straße beaugenscheinigt. Ein recht armseliger Trost fürwahr! Versucht es doch einmal mit einem der fröhlichen Gassenbuben, die drunten spielen, und postiert ihn neben den schmauchenden Hausherrn, wie lang er es trotz der Weichheit der Kissen wohl aushält, den Unternehmungen seiner Kameraden müßig von oben zuzuschauen! Das müßte ein schlechter Gassenbub sein, der nicht dazwischenfahren möchte, wenn seine Partei unterliegt, nicht mitjubeln, wenn sie triumphiert. Tausend Jahre könnte er an dem Fenster lehnen, und das Spiel da unten würde noch immer mehr Anziehungskraft für ihn haben, als die gute Stube in seinem Rücken. Sollte aber nach Ablauf dieser tausend Jahre der gütige Hausherr zu ihm sagen: „Nie in aller Ewigkeit darfst du mehr dort hinunter," ich glaube,

er würde dann lieber kopfüber aus dem Fenster springen, als daß er es sich vor der Nase möchte zuschlagen lassen.

Da unten, da unten ist meine Heimat — bei euch, die ihr am nächsten Morgen gleichmütig an meiner Bahre vorbeiwandert. Denkt nicht, daß ich euch diesen Gleichmut verüble. Ihr habt zu thun, ich weiß es. Ich rate euch sogar dringend, euch nicht aufhalten zu lassen; ihr würdet wichtigeres versäumen. Ich mache euch nicht den leisesten Vorwurf, wenn ihr so schnell als möglich zur Tagesordnung übergeht; aber ich könnte euch umbringen vor Neid. Freilich — eure Bevorzugung ist nur scheinbar; denn ein nächster Morgen bricht herein für euch alle, und es wird niemals Mangel sein an Überlebenden, die mich an euch rächen.

Der stolzeste Mensch müßte der letzte sein, er, der am Ende aller Tage kommt, der keine Erben und keine Nachfolger hat und das mächtig angeschwollene Buch eigenhändig abschließt und zuklappt. Auf seine Schultern wird niemand steigen, um weiter zu blicken als er; seine Thaten wird niemand in den Schatten stellen und seine Irrtümer niemand bespötteln. Die gesamte Menschheit vor ihm hat ausschließlich für ihn geschafft; in jahrtausendlangem Ringen hat sie nichts hervorgebracht, was nicht ihm anheimfiele zur Ernte. Verschwenderisch wird er prassen dürfen mit den Gütern, die wir unsäglich mühevoll zusammenhäuften; für wen auch sollte er sie aufsparen oder gar vermehren! Auf erhabenem

Gipfel wird er ausruhen und die vollendete Geschichte seines dahingegangenen Geschlechts überblicken wie ein unbeschränkter König, der im Abendrot Heerschau über seine Truppen hält. — Auch nach seinem Abschiedsstündlein wird es einen nächsten Morgen geben; die Sonne wird pünktlich emporsteigen und die prangende Welt beleuchten, die sich fortan in keinem Menschenauge mehr spiegeln soll. Ob der entgeistigte Erdball noch durch ein paar Äonen fortrollt, was liegt daran? Der stolze Mann braucht bei seinem letzten Atemzuge niemand zu beneiden.

Aber ich beneide ihn auch nicht. Denn es verlohnt sich nur, in einer Welt zu leben, von welcher der Abschied schwer ist; es verlohnt sich nur, für eine Welt zu wirken, die am nächsten Morgen mit der Sonne neugeboren aufersteht und im feurigen Glanz ihrer Unsterblichkeit das Vergängliche verglühen läßt.

Ich blicke hinaus in diese Welt. Noch gehört sie mir! Sanft und grünend breitet sich das Gelände bis zu den fernen Höhenzügen; rosige Wolken segeln am klaren Himmel vorüber; heller Gesang schallt an mein Ohr. Sommerlich flammt die Sonne, und sommerlich flammt auch mein Herz. Welch unendliche Fülle des Lebens! Welch unerschöpfliche Lust des Schaffens! Und da sollte es wirklich einen letzten Morgen geben? Und nach diesem noch einen nächsten? Ach, es ist nur ein Ammenmärchen!

Das

Geheimnis des Meßbuchs.

Aus den Memoiren des geheimen Polizei-Agenten Zambra.

Von

Headon Hill.

An der vierten Stunde eines heißen Sommer-Nachmittags verließ ich auf der kleinen abgelegenen Station Kings Sutton in Northamptonshire den von London kommenden Eisenbahnzug, vorläufig noch vollkommen ahnungslos über die Art des Geschäftes, das mich an meinem Bestimmungsorte erwartete.

Das Telegramm, durch das ich berufen wurde, war in dringender Form, doch ohne nähere Erklärung abgefaßt. Es lautete folgendermaßen:

„Man bedarf schleunigst Ihrer Dienste auf der Abtei von Chetwynd, bei Northants. Reisen Sie sofort. Fahrkarte nach Kings Sutton, wo man Sie erwarten wird. Chetwynd."

Bevor ich zum Bahnhof eilte, um den nächsten Zug zu erreichen, hatte mich ein rascher Blick in den Almanach für adelige Familien belehrt, daß die Chetwynds, seßhaft auf der Abtei gleichen Namens, Leute von Bedeutung, die vornehmsten der gesamten Nachbarschaft waren. Das gegenwärtige Haupt der Familie, Lawrence

Chetwynd, geboren 1856, war seit drei Jahren mit Evelyne, Tochter Ralph Nevilles, Esq. von Dramorna, aus der Grafschaft Down in Irland, vermählt. Mehr war nicht zu erfahren.

Als ich dem Coupé entstieg, erwartete mich der Bahnhofs-Portier, um mich zu einem schön bespannten, offenen Wagen zu geleiten, der unter der Obhut eines ältlichen behäbigen Kutschers meiner vor dem Stationsgebäude harrte.

Nach einer Fahrt von zwei Meilen auf der vielfach gewundenen Landstraße bog der Wagen in einen herrlichen alten Park ein und rollte eine langgestreckte Allee von riesigen, ehrwürdigen Ulmen entlang, an deren Ende mir der erste Blick auf die Abtei von Chetwynd zu teil wurde.

Der Fahrweg ging, nachdem er den Park verlassen hatte, in einen wohlgepflegten Vorgarten über, dessen blumenbegrenzte Wege einen Miniaturteich umrandeten, von dem man wohl annehmen konnte, er habe Jahrhunderte früher den Fischbehälter des ehemaligen Klosters gebildet.

An dieser Stelle war es, wo mir die erste Andeutung des ernsten Geschäftes, dem ich entgegenging, in die Augen sprang.

Statt der feisten Mönche, die einst von hier den trägen Karpfen nach der Küche der Abtei geschleppt, um sich später im kühlen Refektorium an dem selbstgefangenen Leckerbissen zu ergötzen, umstanden mehrere Forst- und Jägersleute die Ufer des Teiches, beschäftigt, ein großes Netz aus dem Wasser zu ziehen, während andere von einem Kahne aus den Grund mittels Stangen und Schiffshaken durchsuchten.

Noch bevor die Pferde still standen, öffnete ein Diener den Wagenschlag und geleitete mich durch eine mächtige Halle in einen mit weichen Teppichen belegten Gang, wo er vor einer Thüre stehen blieb, an der er leise pochte. Das Geräusch lebhaft geführter Rede drang an unser Ohr; man schien in so stürmischer Debatte begriffen, daß niemand uns das Zeichen zum Eintritt gab. Der Diener pochte ein zweites Mal, doch bevor er noch Zeit hatte, dem nun erfolgten „Herein" zu gehorchen, hörten wir schwankende Fußtritte der Thür sich nähern — sie wurde von innen mit heftiger Bewegung weit geöffnet, während zugleich ein seltsames Wesen an uns vorüberflog, um mit eigentümlich hüpfenden Schritten den Gang entlang zu rennen. Getäuscht durch die kleine Gestalt, glaubte ich, es sei ein Knabe, der in so ungestümer Weise das Zimmer verließ, doch kaum zehn Schritte entfernt, drehte die wunderliche Erscheinung sich um und sah mir gerade ins Gesicht, so daß ich meinen Irrtum sofort erkannte. Ein langer, wehender, brauner Bart umrahmte die feingeschnittenen Züge eines Mannes, der mindestens 30 Jahre zählte. Als er die zarten, spitzen Finger seiner erhobenen Hand gegen mich streckte, war ich mir bewußt, einen verkümmerten, höckerigen Zwerg vor mir zu sehen.

„Finde meine Schwester," rief er in tiefen, weichen Baßtönen, „finde meine süße, verlorene Schwester, oder wage nie mehr mir vor Augen zu treten." In die frühere hüpfende Bewegung

zurückfallend, wandte er sich und verschwand an der Ecke des Korridors.

„Meines Gebieters Bruder Otto," erklärte der würdige Diener in gedämpftem Flüstertone. „Ein etwas reizbarer Herr, wie Sie soeben gesehen."

Ein großer und schöner Mann kam mir grüßend entgegen. Abgesehen von dem glattrasierten Gesichte Mr. Chetwynds, der nur einen Schnurrbart trug, sah er so auffallend dem sonderbaren Männchen ähnlich, dessen Bekanntschaft ich vorher gemacht, daß es mir nicht schwer war, in ihm den ältern Bruder und Herrn des Hauses zu erkennen.

„Bitte sich zu setzen, Herr Zambra," sagte er, auf einen Sessel deutend, während er selbst in sichtlicher Erregung auf- und niederging. „Ich erlaubte mir, in der großen, kummervollen Verwirrung, die mich bestürmt, Sie hierher zu bitten, da man mir sagte, wie sehr es Ihre glückliche Art sei, Dunkles zu klären, scheinbar Unentwirrbares zu lösen. Ich wollte meinen Bruder zum Zeugen unserer Unterredung machen, doch ist sein Seelenzustand, des Geschehenen wegen, ein so erregter, daß er sich genötigt sah, uns zu verlassen. Meine Frau verschwand im Laufe der verflossenen Nacht unter unerklärbaren Umständen, die uns das Schlimmste für ihr Geschick befürchten lassen." Seine Stimme zitterte, wenn auch die sachliche Darstellung, deren er sich befleißigte, die Abneigung des englischen Landedelmannes gegen jeden Aufwand von Gefühlen selbst in dieser Stimmung bekundete; nur das Zucken seiner Gesichtsmuskeln

sprach deutlich von den mühsam unterdrückten schmerzlichen Empfindungen.

„Es wäre am besten, wenn Sie die Güte hätten, mich sofort mit allen Einzelheiten des in Frage stehenden Falles bekannt zu machen," warf ich ein, „wobei ich Sie bitte, den Umstand im Auge zu behalten, daß die Ersprießlichkeit meiner Dienste größtenteils von Ihrer Offenheit und dem vollkommenen Vertrauen zu mir und zu meinem Vorgehen abhängt."

„Dem Himmel sei Dank," erwiderte er lebhaft, „in meinem Falle giebt es nichts, was ich nicht vor Ihnen, so wie vor jedem unschuldigen Kinde ohne Rückhalt erzählen könnte. Meine Frau und ich lebten seit unserer vor drei Jahren erfolgten Verheiratung im glücklichsten, ungetrübten Einvernehmen, bis zu dem gestrigen Nachmittage, wo ich zum letztenmal ihr liebes Antlitz sehen sollte. Unsere Verbindung war eine nach jeder Richtung erwünschte und passende. Mrs. Chetwynd entstammt einer vornehmen irländischen Familie. Dank der gütigen Vorsehung wurde die einzige Kluft, die eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns hätte erzeugen können — der Unterschied der Religion — durch eine für beide Teile gleich willkommene Lösung überdeckt. Die Familie meiner Frau bekannte sich ursprünglich zur römisch-katholischen Religion, doch als seit einiger Zeit der alte Glaube flauer Gesinnung begegnete, trat das gesamte Haus, kurz vor unserer Verbindung, freiwillig zum Protestantismus über.

„Mit Ausnahme weniger Monate, die wir

während der Gesellschafts-Saison in meinem Stadthause zu London verbrachten, lebten wir den größten Teil des Jahres hier auf unserem alten Erbsitze. Meine Frau beschäftigte sich mit der Führung des großen Hausstandes und der Pflege der Armen unseres Bezirkes.

„So war es bis gestern, an welchem Tage ich einem von der landwirtschaftlichen Gesellschaft zu Banbury veranstalteten Bankette beiwohnen sollte. Da es mir schien, meine Frau sähe etwas angegriffen aus, beabsichtigte ich abzusagen, wie ich es oft gethan, wenn Evelyne sich unwohl fühlte. Sie wollte jedoch hiervon nichts wissen, behauptete, vollkommen gesund zu sein und gern Genüge zu finden an der Gesellschaft meines Bruders Otto, des armen Krüppels, für den sie eine schwesterliche mitleidsvolle Zuneigung hegte.

„So fuhr ich denn gegen 6½ Uhr abends ab. Das Festessen verzögerte sich durch endlose Reden weit über Gebühr, so daß ich erst knapp vor 1 Uhr wieder zu Hause anlangte. Ich verfügte mich nicht nach dem Schlafzimmer meiner Frau, sondern legte mich, um sie nicht zu stören, in einem Fremdenzimmer zur Ruhe.

„Heute Morgen um 8 Uhr brachte Mrs. Chetwynds Kammermädchen die aufregende Kunde, ihre Herrin sei nicht in ihrem Zimmer, und das Bett verrate nur Zeichen, daß meine Frau auf der Oberdecke geruht, daher man annehmen müsse, sie hätte sich diese Nacht nicht entkleidet.

„Sofort wurde das ganze Haus der sorgsamsten Durchsuchung unterzogen, ebenso wie der

ganze angrenzende Besitz, jedoch mit keinem anderen Resultate, als der Entdeckung einer Schuhschnalle, die wir wohl als meiner Fau gehörig erkannten, die aber in einem zu abgelegenen Winkel des Schlosses, am Ende eines fast unbenutzten Ganges gefunden wurde, um zu vermuten, irgend ein vernünftiger Grund hätte meine Frau zur Nachtstunde dorthin geführt.

„Ich machte der Polizei des nächsten Ortes die nötige Anzeige — sie verfügte nichts anderes, als die Durchforschung des vor dem Hause gelegenen Teiches. Dies geschah, und soeben erstattete der Förster Bericht über die resultatlose Arbeit. Da mein Vertrauen in die Geschicklichkeit unserer Polizei durch diese wenig umfassenden Maßregeln nicht gekräftigt wurde, zog ich es vor, im frühesten Stadium unserer Nachforschungen das Telegramm abzusenden, das Sie glücklicherweise so rasch zu uns gebracht. Wie lautet nun, Herr Zambra, Ihre Meinung und Ihr Vorschlag? Stellen Sie, wenn Sie es für nötig erachten, welche Fragen Sie wollen an mich oder meine Dienerschaft und betrachten Sie meinen ganzen Haushalt Ihren Diensten gewidmet.“

„Ich halte es für geboten, Mrs. Chetwynds Schlafzimmer einer Besichtigung zu unterziehen,“ gab ich zur Antwort, „möchte jedoch vorher, mit Ihrer Erlaubnis, einige Worte mit dem Kammermädchen wechseln.“

Der Hausherr berührte einen Glockenzug und beauftragte den eintretenden Diener, Mrs. Chetwynds Zofe zu uns zu geleiten.

„Sie erwähnten früher," bemerkte ich, „es sei Ihre Gewohnheit gewesen, die Saison in London zuzubringen. Wir haben den 17. Juni, stehen somit auf der Höhe des Gesellschaftslebens — lag eine besondere Ursache vor, heuer eine Ausnahme von der Regel zu machen und früher denn sonst zur Abtei zurückzukehren?"

„Meine Frau fühlte sich ermüdet von dem unaufhörlichen Wechsel rauschender Geselligkeit. Auf ihre Bitte unterbrach ich den Londoner Aufenthalt und kam verflossene Woche hierher, um die Ruhe und Schönheit des Frühsommers auf dem Lande zu genießen."

„Abgesehen von natürlicher Abgespanntheit infolge mannigfacher Pflichten des Weltlebens, — hatten Sie keinen Grund, Mrs. Chetwynd für körperlich leidend oder seelisch angegriffen zu halten?" fragte ich weiter.

„Im Gegenteil," war Mr. Chetwynds Antwort, „seit wir wieder den uns so sehr zusagenden ländlichen Beschäftigungen oblagen, war ihre Gesundheit blühender, ihr Gemüt heiterer als je. Im übrigen kann ich Ihnen anvertrauen," fuhr er etwas zögernd fort, „daß meine Gattin die Enttäuschung über die bisherige Kinderlosigkeit unserer Ehe niemals ganz zu überwinden vermochte. Besonders vor einigen Monaten hing sie viel den hierdurch erzeugten trüben Gedanken nach, doch in letzter Zeit war scheinbar auch dieser Anflug von Trauer aus ihrem Wesen geschwunden."

Man pochte an die Thür. Perrott, das Kammermädchen, trat ein, eine hübsche, überaus

niedliche, kleine Person. Ich fragte sie kurz, ob ihr im Laufe des verflossenen Abends etwas Außergewöhnliches im Benehmen ihrer Herrin aufgefallen sei.

„Nein,“ erwiderte sie, rasch gefaßt, „höchstens der Umstand, daß meine Herrin mich entließ, ohne meiner Dienste beim Auskleiden zu begehren; doch kann ich dies kaum als ungewöhnlich bezeichnen, da Mrs. Chetwynd mir oft gestattete, nicht auf sie zu warten.“

„Und vor oder nach dem Diner,“ verhörte ich weiter, „geschah nach Ihrem Wissen nichts, was Ihnen auffallen konnte? Hatte kein Fremder eine Unterredung mit Ihrer Gebieterin? Betrat kein Unbekannter das Schloß?“

„Gewiß nicht,“ antwortete sie mit scharfer Betonung. „Durch Mr. Sims, den Haushofmeister, weiß ich, daß Mrs. Chetwynd mit ihrem Schwager Otto speiste, wie sie es stets that, wenn der Herr abwesend war. Später hörte ich in ihrem Salon Klavier spielen, und als sich mir eine Gelegenheit bot, das Zimmer zu betreten, kurz bevor meine Herrin zur Nachtruhe sich zurückzog, sah ich, daß Mr. Otto ihr aus einem großen, bemalten Buche Bilder zeigte.“

„Welchen Anzug trug Mrs. Chetwynd, als Sie von ihr entlassen wurden?“

„Die Diner-Toilette, die sie während des Abends getragen,“ erwiderte das Mädchen, und meiner nächsten Frage aus eigener Initiative zuvorkommend, fügte sie rasch bei: „Man fand das Kleid heute morgen in ihrem Zimmer, alle

übrigen Toilettenstücke aber, die sie den Abend vorher angehabt, fehlten, ebenso auch ein Morgenkleid von blauem Wollstoff."

„Etwa auch andere Kleidungsstücke — eine Jacke, ein Hut, Schuhe zum Ausgehen?" forschte ich hastig.

„Nein," lautete Miß Perrotts Antwort, „denn die im westlichen Flügel des Schlosses gefundene Schnalle stammt von den offenen Schuhen, welche Mrs. Chetwynd am Abend getragen."

Da ich vorläufig keine weiteren Fragen zu stellen hatte, dankte ich dem Mädchen für ihre Auskunft, worauf sie auf ihres Herrn Geheiß das Zimmer verließ.

„Vielleicht könnten wir jetzt unsern Rundgang beginnen," sprach ich zu Mr. Chetwynd. „Die Thatsache, daß Mrs. Chetwynd ihre Salon-Toilette im Laufe der Nacht gegen ein Morgenkleid vertauschte, deutet auf einen ungewöhnlichen Vorgang, wenn es auch nicht ihre Absicht gewesen sein konnte, sich weit vom Hause zu entfernen; wäre dies der Fall, so würden einzelne Stücke schützender Umhüllungen fehlen. Ich darf wohl voraussetzen, das Haus wurde gründlich durchsucht?"

„Von einem Ende zum andern," bestätigte Mr. Chetwynd, während wir aus dem Bibliothekzimmer in den Korridor traten — „sogar die stets verschlossenen Keller wurden eingehend besichtigt."

Der Schloßherr führte mich nach dem Flure des ersten Stockes, einem weiten, zur Gemälde-Galerie umgestalteten Raume, von dem breite Korridore,

mit zahlreichen Thüren zu Gast- und Schlafzimmern, nach beiden Seiten ausliefen. Die erste Thür des rechtsseitigen Ganges öffnend, ließ Mr. Chetwynd mir den Vortritt zu einem reizend eingerichteten Schlafgemache.

„Das Zimmer wurde auf meinen Befehl heute noch nicht berührt," erklärte mein Führer.

Ich besichtigte zuerst das Bett, wo ich des Mädchens Angabe genau bestätigt fand. Die Mitte der Decke, so wie das oberste Polster zeigten Eindrücke, als ob jemand dort längere Zeit geruht hätte. Neben dem Bette stand ein kleiner Tisch; darauf bemerkte ich einen Romanband, geschlossen, mit dem Buchzeichen zwischen den letzten Blättern, eine Wachskerze in einem silbernen Leuchter, zu dreivierteln abgebrannt, sowie eine größere Anzahl kostbarer Ringe.

„Es wäre mir von Wert zu wissen, wie lang diese Kerze ursprünglich war und zu welcher Stunde sie angezündet wurde."

Mr. Chetwynd konnte mir sofort die nötige Auskunft geben, da er dieselbe Frage des Morgens gestellt. Die Kerze war um zehn Uhr angezündet worden, ohne vorher gebrannt zu haben.

„Die Sonne ging heute früh um 1/4 4 Uhr auf," fuhr ich in meiner Erwägung fort. „Da diese Kerze mindestens 5 Stunden gebrannt hat, so folgere ich daraus, daß Mrs. Chetwynd ihr Zimmer erst bei Tagesanbruch verließ. Dieser Umstand leitet mich weiter auf die Vermutung, Ihre Frau Gemahlin habe das, was ihr seither geschehen, an sich herankommen lassen und danach

ihr Benehmen eingerichtet. Sie hielt sich durch fortgesetztes Lesen mit Vorsatz wach und entkleidete sich nicht früher, als bis der passende Moment gekommen war, um die Abend-Toilette gegen ein bequemes Hauskleid zu vertauschen. Schließlich möchte ich noch folgendes bemerken: die Ringe liegen an derselben Stelle, wo Mrs. Chetwynd sie abends vom Finger gestreift; dies beweist die Absicht Ihrer Gattin, baldigst wieder in ihr Zimmer zurückzukehren. Dafür spricht auch das unter dem Kopfkissen verwahrte Taschentuch. Keine auf vorsätzliche Flucht bedachte Frau würde Ringe und Taschentuch zurücklassen, abgesehen von der Thatsache, daß kein Stück ihrer Straßengarderobe fehlt."

„Ich begreife noch immer garnichts," sprach der Schloßherr nachdenklich vor sich hin, „wir hatten keine Geheimnisse vor einander, und selbst angenommen, Evelynens Flucht sei eine vorbedachte gewesen, so lege ich meine Ehre zum Pfand, daß kein unlauteres Motiv sie hierzu vermögen konnte."

Auf mein Begehren wurde ich zunächst an die Stelle geführt, wo man bei Durchsuchung des Hauses die Schuhschnalle gefunden hatte. Der Weg dorthin führte uns durch einen nach dem entgegengesetzten Flügel des Schlosses auslaufenden Korridor zu einem kurzen, gegen Westen gelegenen Gang. Am Ende führte eine Reihe schmaler Turmstufen in Windungen zur Kapelle der Abtei hinab, einem Raum, der das gesamte ebenerdige Gelaß des westlichen Flügels

in Anspruch nahm. Wenige Schritte vom Beginne dieser Stiege entfernt, hatte man die Schuhschnalle entdeckt.

Als Mr. Chetwynd sich niederbeugte, um mir die fragliche Stelle genau zu bezeichnen, ließen die ersten anschwellenden Töne einer Orgel mich erstaunt aufblicken. Zuerst sanft und getragen, dann zu triumphierender Melodienfülle gesteigert, strömten sie aus dem unteren Gewölbe hervor, in tausend verhallenden Schwingungen an Fenstern und Wölbungen sich brechend.

„Mein Bruder spielt die Orgel," erläuterte Mr. Chetwynd, „der arme Kranke liebt dieses Instrument leidenschaftlich; es ist die einzige Beschäftigung, die ihn zerstreut, ohne ihn zu ermüden, daher die sonst ganz unbenützte Kapelle sein Musikzimmer bildet."

„Ich wollte eben bitten, mich hinabgehen zu lassen," gab ich zur Antwort. „Die Auffindung der Schnalle am Beginne der Stiege leitet mich auf die Vermutung, Ihre Gattin habe aus einem uns noch unbekannten Grunde diese Treppe als Durchgang benützt."

Mr. Chetwynd gab mir sofort die gewünschte Erlaubnis, versicherte mich jedoch gleichzeitig, die Kapelle sei gründlichst durchsucht worden; überdies wäre ihr Außenthor seit langem vermauert, so daß ein Ausgang aus der Kapelle ins Freie nicht vorhanden sei.

Wir stiegen die Wendeltreppe hinab. Unten angelangt, überraschte mich der plötzlich auftauchende Kontrast ehrwürdigen Altertums zu

der sonstigen modernisierten Bauart des Schlosses. Die grauen, steinernen Säulen und Bögen, welche die Rippen der gewölbten Decke stützten, bildeten das schönste besterhaltene Denkmal normannischer Architektur, das ich je in England bewundert. Mit Ausnahme dreier steinerner Gruftplatten vor den Altarstufen, zweier bemalter Glasfenster und einiger merkwürdig geschnitzter Täfelungen an den Wänden, bemerkte ich keine weitere historische Reliquie — alles war kahl und schmucklos; nur vor dem Altare hatte man einen Teppich ausgebreitet und in die Nähe der schönen Orgel einige Stühle gestellt.

Vor dem Instrumente saß der verkrüppelte Zwerg. Seine langen, geschmeidigen Finger glitten über die Tasten, durch die Hallen der alten Kirche brausten mächtige Tonwogen. Die höckerigen Schultern schwankten durch die Bewegung des begeisterten Spielers hin und her, so daß die heftigen, ruckweisen Stöße, welche die Mißgestalt bei dem Bemühen, die Pedale zu treten, erschütterten, nicht wenig zu dem abstoßenden Eindrucke des Anblickes beitrugen. Sein Spiel keine Minute unterbrechend, schenkte Otto Chetwynd unserem Eintritte scheinbar nicht die geringste Aufmerksamkeit.

Als ich meine allgemeine Übersicht der Kapelle beendet, stieg ich zur Orgel empor, in der Absicht, weitere Umschau nach einem möglichen Verstecke zu halten. Nichts Verdächtiges fand sich vor, außer einem kleinen Winkel hinter der Orgel, gerade groß genug, um dem balgenziehenden Knaben

Raum zu gewähren. An die Vorderseite des Instrumentes zurückgekehrt, fiel mein Blick auf das Buch, das ich zuerst für ein zum Zwecke des Orgelspielens am Pulte aufgelegtes Notenheft gehalten hatte.

Es möge mir die Einschaltung gestattet sein, daß ich stets unfehlbar den Moment bezeichnen kann, wo das erste Aufblitzen einer Spur meine Sinne erregt; in diesem Falle durchbebte mich die Erkenntnis herannahender Entdeckung bei dem Anblicke Otto Chetwynds als Orgelspieler.

Das Buch, auf das der höckerige Mann seine verzückten Augen heftete, war kein Notenheft, sondern ein bemaltes Meßbuch, eines jener altertümlichen, auf Pergament geschriebenen, mit Buchstaben seltsamster Erfindung ausgestatteten Gebetbücher, an denen die Mönche des Mittelalters ihre Schreib- und Malfertigkeit übten.

Dem Spieler selbst konnte das kostbare Missale zu keinem musikalischen Zwecke dienen. Die herrlichen Töne von Mendelssohns Hochzeitsmarsch, die in majestätischen Akkorden zu den Wölbungen der Kirche emporstiegen, wurden augenscheinlich aus dem Gedächtnisse vorgetragen; trotzdem wandte Otto die Blätter des Buches von Zeit zu Zeit um, als wollte er es mit Absicht gleich einem sein Spiel unterstützenden Notenheft behandeln.

Nachdem ich mich wieder entfernt hatte, verwandelte sich die frühere Melodie in die feierlichen Klänge des Totenmarsches aus dem Oratorium ‘Saul.’ Zurückschauend, gewahrte ich nicht nur das Missal noch immer am Pulte,

sondern sah auch den Künstler die vergilbten Blätter in gebührenden Zeiträumen unverdrossen wenden. Was sollte dies bedeuten? Wollte der Zwerg verhindern, daß andere, in erster Linie ich selbst, das Pergament zur Hand nahmen? Wie konnte er überhaupt am Orgelspiel sich vergnügen, während das Haus in Angst und Trauer zitterte und einem Geheimnisse nachspürte, das nur zu leicht zu einem Drama sich entwickeln konnte? Es war mir bereits klar geworden, daß Otto, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, ein höchst sonderbares Menschenkind war — nichts destoweniger hatte er der Sorge um seine vermißte Schwägerin einen so schmerzlich-hysterischen Ausdruck gegeben, daß dieses unaufhörliche, unpassende Orgelspiel als mehr denn exzentrische Laune sich erweisen mußte. Da leuchtete die Erinnerung an des Mädchens Erzählung von einem bemalten Buche, aus dem Otto ihrer Herrin Bilder gezeigt, rechtzeitig in mir auf. Bevor eine Stunde vergangen war, mußte ich das Meßbuch in Händen haben.

Die Ausführung dieses Entschlusses sollte mir nicht schwer werden. Als wir die Kapelle verließen, entschuldigte sich Mr. Chetwynd, der höchst angegriffen aussah, für eine Weile, da er den ganzen Tag nichts gegessen hatte und unabweislich der Stärkung bedurfte.

Wenige Minuten später läutete die Tischglocke. Ich trachtete in die Nähe des Speisezimmers zu kommen, wo ich zu meiner Befriedigung bald darauf auch Otto, aus der

Richtung der Kapelle daherschreitend, eintreten sah.

Sobald ich sicher war, beide Brüder bei Tische zu wissen, kehrte ich auf demselben Wege, den ich gekommen, zur Kapelle zurück. Es war ½8 Uhr vorbei, also noch immer volles Tageslicht. Niemand kreuzte meinen Pfad, und freudig sah ich das Meßbuch wie vorher auf dem Notenpulte der Orgel liegen. Das Pergament durchblätternd, fand ich meine Ansicht hierüber vollinhaltlich bestätigt. Es war ein uraltes Gebetbuch nach römisch-katholischem Ritus, höchst wertvoll, nicht nur durch seine Provenienz, sondern auch durch die wunderbar schöne, in künstlerisch vollendeter Handarbeit ausgeführte Buchstaben-Malerei. Als ich auch die Innenseite des pergamentenen Umschlagdeckels aufmerksam betrachtete, konnte ich einen Ausruf des Jubels kaum unterdrücken, denn Schicksal oder Zufall hatte mir den Schlüssel zur richtigen Fährte in die Hand gedrückt. In altertümlich verschnörkelten Lettern waren folgende Worte in die Zeichnung eines Wappenschildes eingefügt:

'Du, Mann oder Weib, der du Gnade von unserem gesegneten Heiligen erwartest, komm am Morgen des dem heiligen Alban geweihten Tages, um 5 Uhr, allein zur Kapelle, und lies zweimal den Abendsegen, am mittleren Betpulte, vor den Stufen zum Altare. Dann thue, was der Heilige Dir befiehlt.'

Einen Kalender aus der Tasche ziehend, suchte ich nach dem heutigen Datum — der 17. Juni

war der St. Albanstag. Schon lag die Hälfte des Geheimnisses enthüllt vor mir, die Ursache, warum Mrs. Chetwynd zur frühesten Stunde dieses Sommermorgens ihr Zimmer verlassen hatte. Geboren und erzogen als Katholikin, als solche nicht frei von einem Reste religiösen Aberglaubens war sie gekommen, den Anordnungen des Meßbuches gläubig zu gehorchen. Welches aber waren die Folgen ihrer kindischen Handlungsweise gewesen? Was war ihr eröffnet worden und wie hatte sie es durchgeführt? Welchen Anteil trug Otto Chetwynd an dem geheimnisvollen Vorgange? Bis zu einem bestimmten Punkte leuchtete uns Klarheit — darüber hinaus war alles noch in tiefe Dunkelheit gehüllt. Erst als ich das bezeichnete Abendgebet gefunden, traf mich ein neuer Strahl der Erkenntnis. Der untere, unbeschriebene Rand des Blattes war auf dieser Seite auffallend breiter als auf den übrigen. Bekanntlich galten die Mönche des Mittelalters für gelehrte Chemiker, denen die Geheimnisse sympathischer Tintenschrift geläufig waren. Wie nahe lag nunmehr die Vermutung, dieser leergelassene Raum könne eine geheime Schrift verbergen, die, durch geeignete Mittel enträtselt, uns Schicksal und Aufenthalt der unglücklichen Schloßfrau enthüllen müßte.

Ich trug das Missal zum mittleren Betpulte vor dem Altare, um das Blatt mit dem Abendsegen aufzuschlagen. Die geographische Lage der Kapelle mittels eines Taschen-Kompasses bestimmend, erkannte ich, daß um fünf Uhr morgens

die Sonne die Blätter des Buches durch das östliche Fenster voll beleuchtet hatte. Die in lebhaften Farben bemalten Glasscheiben stellten die Gestalt eines Apostels dar, dessen violette Tunika von einem scharlachroten Mantel teilweise überdeckt wurde, so daß die Sonnenstrahlen zuerst die violette Farbe der Tunika und dann, höher steigend, jene des roten Mantels auf dem Missale abspiegeln mußten. Hiermit fiel es mir wie Schuppen von den Augen — in meinem Gedächtnisse dämmerte die alte chemische Formel auf: 'Unsichtbare Worte, mittels einer schwachen Lösung von Guajacum und Alkohol niedergeschrieben, erscheinen grün unter der Einwirkung violetten Lichtes, werden jedoch durch rotes Licht wieder in den früheren unsichtbaren Zustand zurückversetzt.' Darin lag ohne Zweifel das ganze Geheimnis oder vielmehr der Weg, um zur Enthüllung des mysteriösen Vorganges zu gelangen, den die Mönche drei Jahrhunderte früher ausgedacht und ins Werk gesetzt hatten.

Ich sah auf meine Uhr — sie zeigte $^1/_4$ vor 8, während die Sonne um $^1/_4$9 untergehen sollte. Erst des anderen Morgens um 5 Uhr konnte ich auf das Einfallen direkter Sonnenstrahlen durch das östliche Fenster rechnen. Wenn ich bis zu diesem Zeitpunkte wartete, so verging die ganze Nacht ohne Aufschluß des bereits halb gelösten Rätsels. Da ich jedoch mit Recht jede Verzögerung befürchten, ja sogar annehmen mußte, die Versäumnis einer Nacht könne über Tod und Leben entscheiden, so ersann

ich eine zweite Methode, die ich sofort in Anwendung zu bringen mich entschloß. Ich eilte aus der Kapelle ins Haus zurück, um mir von Mr. Chetwynd die Erlaubnis rascher und energischer Maßregeln zu erbitten.

Ohne Anmeldung das Speisezimmer betretend, fand ich die Brüder beim letzten Gange eines schweigsamen, hastigen Mahles. Den Blick auf Otto geheftet, meine Worte an den Hausherrn gerichtet, sagte ich: „Darf ich Sie ersuchen, Mr. Chetwynd, mir sofort zur Kapelle zu folgen. Ich glaube in dem alten Gebetbuche, das Ihr Bruder als Notenheft beim Orgelspiele benützte, den Schlüssel zu dem Unfalle, der Ihre Frau Gemahlin betroffen, gefunden zu haben. Wir müssen möglichst rasch zu Werke gehen — jede Minute ist kostbar."

Die Wirkung meiner Worte auf den Zwerg war eine außerordentliche. Die mageren, welken Arme über dem Haupte erhebend, brach er in ein wahnsinniges, gellendes Gelächter aus — „Ha, ha, ha!" heulte er in toller Schadenfreude. „Ihr kommt zu spät mit allen euren Schlüsseln! Ich weiß, wo sie ist, werde es aber niemals sagen, ha, ha!" Lallend, gleich einem erbosten Affen, sank er auf einen Stuhl, während sein großer, unförmiger Kopf willenlos auf die Tischplatte fiel.

Ich stieß Mr. Chetwynd fast mit Gewalt aus dem Zimmer — einem vorbeigehenden Diener befahl ich, Otto im Auge zu behalten, und eilte mit dessen Bruder so rasch als möglich nach der Kapelle.

„Ich muß dieses Fenster zertrümmern, wenn ich Ihre Frau vor Anbruch der Nacht finden soll,“ rief ich ihm zu.

„Brennen Sie das Haus nieder, wenn Sie es für nötig erachten,“ war des Schloßherrn Antwort.

Ich faßte die Handhabe des Blasebalgs der Orgel, stieg auf einen Stuhl und schlug einige der violetten und roten Fensterscheiben ein, die klirrend auf den Erdboden außerhalb der Kirche niederfielen; dann nahm ich das Missal und trug es, von Chetwynd begleitet, dorthin, wo die Scherben am Boden lagen. Was noch zu thun blieb, war leicht und rasch durchgeführt.

Die Sonne, bereits tief am Horizonte, lächelte glücklicherweise noch klar vom wolkenlosen Himmel, so daß ich sofort ihre Strahlen durch ein Fragment des violetten Glases auf den Blättern des Buches fixieren konnte. Die erwartete Wirkung trat in der nächsten Minute zu Tage. Auf dem leeren, weißen Raume tauchten grüne, mit vielfarbigen Blumenranken verzierte Buchstaben auf, die sich zu folgendem legendarischen Sprüchlein zusammensetzten:

„Eins zur Rechten, eins zur Linken
Dreh des heiligen Albans Bart,
Tritt gläubig ein, knie betend nieder —
Er schenkt dir Gnade jeder Art.“

Trotzdem Chetwynd die seltamen Worte mit mir las, verstand er noch immer nicht deren Sinn.

„Ihre Frau ist gefunden,“ sagte ich zuversicht=

lich, doch ich fürchte, wir müssen auf das Schlimmste gefaßt sein. Ein Strahl durch das rote Glas würde die Buchstaben in ihre frühere Unsichtbarkeit zurückversetzen, ein Versuch, der für uns keinen Wert hat und uns nur die kostbare Zeit rauben würde. Ich bemerkte früher eine hölzerne geschnitzte Tafel in der Kapellenwand, mit der lebensgroßen Figur des heiligen Alban — dorthin müssen wir eilen."

Nach wenig Augenblicken standen wir wieder in der Kirche.

Getreu der durch die grünen Buchstaben übermittelten Weisung drehte ich zweimal an dem Barte der schön geschnitzten Figur, die in einem der Seitenflügel in kunstvoll erhabener Arbeit sich von der glatten Wand plastisch abhob. Kaum berührte mein Finger die bezeichnete Stelle so fühlte ich, wie das Holzwerk dem Drucke nachgab — es öffnete sich gleich einer Thür und bot uns Einblick in eine steinerne Zelle von kaum sechs Fuß im Geviert. An der inneren Wand hing ein Skelett, mittelst Ketten derart an die Mauer befestigt, daß es aufrecht, mit ausgebreiteten Armen dastand. Zu den Füßen dieses grauenhaften Knochengerüstes lag, bewußt-, ja fast leblos, der Körper des unglücklichen vermißten Weibes.

Erst als Mrs. Chetwynd durch sorgfältige Pflege dem Leben zurückgewonnen war, forschten wir in den Archiven der Geschichte des langvergessenen Missales nach.

Bei der Auflösung der Klöster durch Heinrich VIII. kam die dem heiligen Alban geweihte

Abtei in den Besitz der Familie Chetwynd. Das Gebetbuch war von den Mönchen in der Kapelle zurückgelassen worden, zweifellos als geheimes Mittel, um sich durch die zu ihrem Zwecke vorbereitete Nische an jenen zu rächen, die sie aus ihrer Heimstätte vertrieben hatten. Durch drei Jahrhunderte blieb die verbrecherische Absicht wirkungslos verborgen, bis der wahnsinnige Krüppel zum Werkzeuge ihres Hasses wurde.

Da die Familie seit ihrem Übertritte die Sitten und Gewohnheiten der protestantischen Religion angenommen hatte, achtete niemand auf das Missal und dessen seltsame Inschrift. Erst Otto Chetwynd sollte durch Befolgung des geheimnisvollen Gebotes, wohl zuerst nur aus Neugier, die gefährliche Natur der Nische entdecken, und diese in der wahnsinnigen Eifersucht, die er gegen seinen vom Schicksale bevorzugten, glücklichen Bruder empfand, in verderbenbringendster Weise ausnützen. Seine scheinbare Anhänglichkeit an Lawrence und dessen Frau war nur die mit konsequenter Schlauheit festgehaltene Maske eines gefährlichen Narren. Bei dem noch immer nicht erstorbenen Vertrauen seiner Schwägerin an die Wunder des katholischen Glaubens war es ihm leicht geworden, sie zur Durchführung der auf dem Deckel des Gebetbuches eingezeichneten frommen Ceremonie zu bewegen, um so mehr, als er ihre stille Sehnsucht, mit einem Erben gesegnet zu werden, kannte. In der Hoffnung, diese Bitte erfüllt zu sehen, unterzog sie sich willig der Anordnung der

Geheimschrift, sowie später der unheimlichen Feuerprobe eines Gebetes in der finsteren Nische, angesichts des grauenerregenden Skelettes.

Seit Monaten hatte Otto an der Ausführung dieses Planes gearbeitet. Um rechtzeitig am St. Albans-Tage in der Abtei zu sein, vermochte die arme verblendete Frau den Gatten, ihren Aufenthalt in London früher als sonst abzubrechen. Die Thürfüllung der Nische selbst war derart eingerichtet, daß diese nur wenige Minuten offen blieb, um dann mit einem Schnapper sich zu schließen, ohne die Möglichkeit einer Öffnung von innen. Das Entsetzen, im Dunklen mit dem Skelette eingeschlossen zu sein, verwandelte den furchtbaren Gedanken der Mönche nahezu zur That und hätte in der Familie Chetwynd die schmerzlichste Lücke gerissen, wäre es mir nicht beschieden gewesen, diesem tragischen Abschlusse vorzubeugen. Was mir dabei vor allem zu Hilfe kam, war, wie zumeist in solchen Fällen, ein Übermaß an List von Seiten des Verbrechers. Wer weiß, ob ich imstande gewesen wäre, die richtige Spur zu entdecken, hätte nicht Otto Chetwynd — der mich als geübten Detektiv kannte und fürchtete — zu viel gethan, um mich von der Besichtigung des Meßbuches abzuhalten und durch sein unzeitgemäßes Orgelspiel die möglichen Hilferufe seines Opfers zu ersticken.

Urteile über die Romanwelt.

Friedrich Spielhagen: *„Ich habe von Anfang an die Existenz eines Blattes von der Tendenz der ‚„Romanwelt“ für eine Notwendigkeit gehalten.“*

Dr. Jos. Vict. Widmann: *„Diese „Romanwelt“ ist in der That das vornehmste belletristische Unterhaltungsblatt Deutschlands. Ihre Leitung zeigte sich frei von jenen prüden Rücksichten, welche in manchen sogenannten Familienblättern die künstlerische Produktion einengen, hielt sich aber von den brutalen Machwerken derjenigen Grossstadtschriftsteller fern, welche die ihnen fehlende echte Kunst durch freches Ausmalen erotischer Szenen zu ersetzen suchen. Die „Romanwelt“ darf als in ihrer Art absolut ersten Ranges, namentlich unserer Frauenwelt, bestens empfohlen werden.“*

Prof. Dr. J. Minor: *Ich habe, so oft ich das Blatt in die Hand bekam, darin eine unserer besten belletristischen Zeitschriften erkannt, eine der wenigen, die nicht auf den Meridian von Kindern und Backfischen visiert sind.*

Bertha von Suttner: *„Ich betrachte es als eine wahre Erlösung von einem litterarischen Alp, dass es nunmehr ein deutsches Blatt giebt, in welchem uneingeschüchterte Schriftsteller zu einem unbevormundeten Publikum sprechen können.“*

Prinz Emil von Schönaich-Carolath: *„In einer Zeit, welche sich auf litterarischem Gebiet durch starke Produktivität, sowie durch ein hohes Mass anständiger Mittelleistungen hervorthut, muss das Verhalten der „Romanwelt“, sich den wertvolleren dichterischen Erzeugnissen als Heimstätte aufzuthun und ihnen eine freiere Entfaltung zu gewähren, als dieses im Rahmen der Familienblätter möglich wäre, mit besonderer Anerkennung begrüsst werden.“*

Dr. J. J. David *(Wien): „Das Blatt ist eine Notwendigkeit für Autoren, ein Bedürfnis fürs Publikum, das endlich den ewigen Kinderbrei, die süssen Märchen unserer Familienblätter satt haben dürfte. Es geht doch nicht an und ist wirklich unwürdig, dass gerade die Rücksicht auf die Unmündigen den Schaffenden entmündigt — ihm das Recht seiner freien Stoffwahl, wie Behandlung nimmt. Die „Romanwelt", soweit ich sie kenne, hat es immerdar verstanden, der Litteratur gerecht zu werden — ohne Ausschreitungen gegen wirkliche Sitte und guten Geschmack."*

Ernst Eckstein: *Ich habe schon damals betont, wie sympathisch ich der Gründung dieses Blattes gegenüberstehe und wie vollkommen ich Ihrem Programm beipflichte.*

Prof. Max Freiherr von Waldberg: *Das Bestreben des modernen Romans, statt dämmernder Vergangenheit helle Wirklichkeit zu bieten und in der treuen Darstellung des Lebens auch ein Mittel zu dessen Erkenntnis zu schaffen, findet schon in den wenigen bisher erschienenen Bänden der „Romanwelt" einen prägnanten Ausdruck.*

Ein Pfarrer: *„Ich spreche Ihnen meine grosse Wertschätzung Ihres Blattes aus; ich möchte es nicht mehr missen und würde es mit keiner anderen Zeitschrift eintauschen. Die „Romanwelt" ist ebenso interessant wie bildend und belehrend und von hohem sittlichen Gehalt."*

Eine Deutsche im Auslande: *„Ich habe bei Besuchen in Deutschland schon öfter die Erfahrung gemacht, dass ich Dank der „Romanwelt" besser über neue Erscheinungen der Litteratur unterrichtet war, als viele meiner im Lande selbst lebenden Bekannten."*

Mitarbeiter
der „Romanwelt" u. der „Kurze Geschichten".

G. v. Amyntor
O. Blumenthal
Victor Blüthgen
Annie Bock
Helene Böhlau
Ida Boy-Ed
R. Bredenbrücker
Vinc. Chiavacci
J. J. David
Dora Duncker
Marie v. Ebner-Eschenbach
Ernst Eckstein
Eduard Engel
Georg Engel
Otto Ernst
Gust. Falke
Th. Fontane
K. E. Franzos
Ilse Frapan
Ludwig Fulda
Claus Groth
Max Halbe
O. E. Hartleben.
Gerh. Hauptmann
Prof. Max Haushofer.
Paul Heyse
Hans Hoffmann
Hans Hopfen
Wilh. Jensen
Wolfg. Kirchbach
Prof. Max Koch
Max Kretzer
Hans Land
Kurd Lasswitz
Otto von Leitgeb
Prof. P. Litzmann
Julius Lohmeyer
Lou A. Salomé
Emil Marriot
Fritz Mauthner
Prof. Jak. Minor
A. Moszkowsky
Prof. F. Muncker
Aug. Niemann
Georg v. Ompteda
Ludw. Pietsch
Wilh. v. Polenz
Victor v. Reisner
Carlot Reuling
Gabriele Reuter
Ferd. v. Saar
Prof. E. Schmidt
Arthur Schnitzler
Emil v. Schönaich-Carolath
Ossip Schubin
G. Schwarzkopf
Heinrich Seidel
Fr. Spielhagen
Jul. Stettenheim
Rudolph Stratz
H. Sudermann
B. v. Suttner
A. G. v. Suttner
K. v. Torresani
Albert Träger
C. Viebig
Herm. Villinger
Prof. M. Freiherr von Waldberg
A. Wilbrandt
E. v. Wildenbruch
E. v. Wolzogen
Fedor v. Zobeltitz

Kurze Geschichten

Bd.: 1,1.

1897